Schubert del.

Clar. f. 1791.

Heilige Jungfrau! nim deinen Knecht auf! —

Ludwig der Springer
Graf von Thüringen.

Zwey Theile.

Erster Theil.

Coburger Landes-Bücherei

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

Vorrede.

Wir übergeben dir hier, lieber Leser, Ludwig dem Springer. Ihn selbst, nicht die Geschichte seines Lebens, denn wenig würde es dich vergnügt haben, wenn wir — wie es unsere Pflicht gewesen seyn würde — wenn wir eine vollständige Geschichte seines Lebens und seiner Regierung hätten schreiben wollen — jeden Schritt unseres Helden verfolgt hätten.

Die Wichtigkeit der Begebenheiten entschied über den längern oder kürzern Aufenthalt bey denselben, daher wir uns öfters bey Tagen länger verweilen, als bey Jahren. Flüchtig schlüpften wir zuweilen über Jahre hinweg, nichts Merkwürdiges aber, was Lud-

wig dem Springer begegnete, suchst du, theurer Leser! in diesem Buche vergebens.

Bisweilen führen wir dich von den Hauptpersonen hinweg. Dies geschieht aber nur dann, wenn das, was wir dir in diesen Episoden berichten, für jene von Folgen war. Sorgfältig haben wir alles vermieden, was unser Buch unnöthig verlängert haben würde.

Es geht nun hin in deine Hände, Leser! von uns mit dem Wunsche begleitet: daß du die Zeit, welche es dich kostete, nicht für vergeudet halten möchtest.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel. Ludwig der Bärtige. Seite 1
Zweytes Kapitel. Geht in die Vergangenheit zurück. 8
Drittes Kapitel. Bardo prophezeiht. 31
Viertes Kapitel. Siegfried irrt sich in seinen Vermuthungen. 45
Fünftes Kapitel. Etwas mehr über Ludwigs Erziehung. 51
Sechstes Kapitel. Ludwig sucht Bertha, und findet eine neue Freundin. 60
Siebentes Kapitel. Sorglos trifft die Liebenden ein Ungewitter. 77
Achtes Kapitel. Ludwig geht wieder nach Maynz. 91
Neuntes Kapitel. Ludwig sieht sich angenehm überrascht. 104
Zehntes Kapitel. Der Bund der Freundschaft wird erneuert. 115
Eilftes Kapitel. Bertha, die Sittenrichterin. 120
Zwölftes Kapitel. Ludwig dokumentirt die Herrschaft des schwächern Geschlechts über das stärkere. 130
Dreyzehntes Kapitel. Zweifel an aller Weiber Tugend bemächtigen sich unsers Helden. 144
Vierzehntes Kapitel. Wieder etwas von Bertha. 154

Funfzehntes Kapitel. Siegfried hört auf Ludwigs Freund zu seyn. Seite 178
Sechzehntes Kapitel. Zwey Schwestern Ludwigs bewirken in ihm die Umänderung eines Vorsatzes. 188
Siebzehntes Kapitel. Adelheid, Friedrichs Gemahlin. 194
Achtzehntes Kapitel. Alte Liebe flammt wieder auf, und neue entbrennt. 206
Neunzehntes Kapitel. Ludwig wünscht so glücklich zu seyn, als sein Schwager. 217
Zwanzigstes Kapitel. Friedrich wird getäuscht. 223
Ein und zwanzigstes Kapitel. Vergebens sucht man Friedrichs Eifersucht rege zu machen. 234
Zwey und zwanzigstes Kapitel. Was Frau Gertrut nicht vermochte, bewirkt Friedrichs Vater. 242
Drey und zwanzigstes Kapitel. Ludwig zieht ein Ordenskleid an. 252
Vier und zwanzigstes Kapitel. Kampf zwischen Leidenschaft und Gefühl des Unrechts. 259
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Siegfried entscheidet über Friedrichs Leben. 269

Erstes Kapitel.

Ludwig der Bärtige.

Es war im Jahre 1056, als Deutschland seinen großen Kaiser, Heinrich den Dritten, verlor. Das ganze Reich trauerte über seinen Tod, und das Andenken des entseelten Monarchen zu ehren, begleiteten viele Fürsten seinen Leichnam zur Gruft nach Speier. Unter diesen befand sich auch Ludwig der Bärtige, Landgraf von Thüringen, der in dem Verblichenen nicht nur seinen Lehnsherrn, sondern auch seinen Verwandten und den Sohn seines Wohlthäters verehrt hatte *).

*) Ohne Rücksicht auf die zweifelhafte Abkunft Ludwig des Bärtigen glauben wir unsern Lesern sagen zu müssen, daß Heinrichs Vater, Kaiser Konrad der Zweite, durch die Vermählung mit Gisela sein naher Verwandter worden war. Die Bitten seiner Gemahlin zu erfüllen, belehnte Konrad den Grafen Ludwig mit beträchtlichen Gütern in Thüringen. Er verwendete sich auch für ihn bey dem Erzbischofe Bardo von Maynz, daß er ihn zu seinem Vicedom machte.

Auf seinem Heimwege reiste Landgraf Ludwig über Maynz, um den Erzbischof Luitbold heimzusuchen, und den Erzieher seines ältesten Sohns, den Abt Siegfried zu Fulda, der sich eben daselbst aufhielt, und diesen geliebten Sohn selbst zu sehen. Entzückt schloß er seinen Liebling, der jetzt das vierzehnte Jahr erreicht hatte, in seine Arme, und seinem Entzücken kam eine andere Empfindung an Stärke gleich: Dank gegen den Abt von Fulda für die gute Bildung, die er dem jüngern Ludwig gegeben hatte.

Dem Genusse der Freuden des Wiedersehens länger zu leben, gedachte der Landgraf sich einige Zeit in Maynz zu verweilen, aber schon am dritten Tage nach seiner Ankunft wurde er in diesem Genusse gestört. Eine schwere Krankheit befiel ihn. Unsere Urkunden haben den Namen derselben nicht aufbewahrt, doch melden sie, daß die Aerzte gleich nach ihrem Ausbruche alles für Ludwigs Leben gefürchtet hätten. Er allein war es, welcher Genesung hoffte, weshalb er auch der Auffoderung des Abts Siegfried: seiner Gemahlin von dem ihm begegneten Unfalle Kunde zu geben: nicht gemäß handelte.

Seinen körperlichen Schmerzen nicht Seelenschmerz beyzugesellen, verhehlten alle, die um den Landgraf waren, ihm die Gefahr, welche ihn bedrohte. Der Abt von Fulda war der

einzige, welcher es für Pflicht hielt, seinem leidenden Freunde zu entdecken, was ihm die Menschenfreundlichkeit der andern verbarg, damit der drohende Schlag, wenn er ihn unerwartet träfe, nicht traurige Folgen für seine Hinterlassenen nach sich ziehen möchte. Um ihn jedoch nicht unnöthig zu schrecken, beschloß er zuvor, die Aerzte noch einmal auf ihr Gewissen zu fragen: ob der Landgraf keine Hoffnung hätte, wieder zu genesen.

Keine, war die einstimmige Antwort.

So laßt uns nicht länger zaudern, ihm diese Trauerpost zu hinterbringen — erwiederte der Abt — Landgraf Ludwig ist weise genug, sich seinem unvermeidlichen Schicksale ohne Murren zu ergeben, aber wenig würde er uns danken, wenn wir ihn von dem Tode übereilen liessen, ehe er den Seinigen zu frommen die nöthigen Verfügungen getroffen hätte.

Hierzu wird es keiner langen Zeit bedürfen — wendete der Erzbischof von Maynz ein — laßt uns daher dem Leidenden nicht zu früh die Lindrung rauben, welche die Hoffnung: wieder zu genesen; ihm in seinen Schmerzen verschafft. Wie lange meynt ihr — wendete er sich hierauf zu dem ersten seiner Aerzte, welcher schon durch viele Proben bewiesen hatte, daß er

der Vorherverkündigung des Todes kundig war — wie lange meynt ihr, daß der Landgraf noch leben wird?

Zum mindesten noch zehn Tage — antwortete der Todverkündiger.

So laßt uns noch schweigen — erwiederte der Erzbischof.

Alle versprachen dies, auch der Abt von Fulda, doch beschloß dieser, dem Kranken geistliche und leibliche Bereitung zum Tode als eine Pflicht zu empfehlen, deren Befolgung auch bey der besten Hoffnung zur Genesung, die er übrigens nicht zu vermindern suchte, löblich und nöthig wäre. Ehe er dies noch that, sendete er einen Eilboten nach Schaumburg, dem Schlosse Ludwigs, seiner Gemahlin zu melden: daß eine leichte Unpäßlichkeit ihn befallen hätte, von welcher er unter ihrer Pflege noch früher genesen würde, als ohnehin schon gerechte Hoffnung verspräche.

Ueberzeugt, daß Ludwig und seine Gemahlin es ihm danken würden, wenn er ihnen in diesem Leben noch eine Vereinigung verschaffte, hatte die Vorstellung des Schreckens, welches die Folge der Trauerpost seyn würde, die der Bote der Landgräfin überbringen sollte, den Abt von der Absendung desselben nicht zurück halten können; doch empfahl er ihm Schonung, Vorsicht

und Verhehlung von Ludwigs wahrem Zustande. Der Bote befolgte den Befehl seines Herrn genau; und ob er schon das Schrecken der liebevollen Gattin nicht ganz verhindern konnte — denn welcher Mensch fürchtet nicht die Gefahr seiner Lieben größer, als die davon erhaltne Nachricht sie verkündigt? — so bewirkte er doch wenigstens dadurch, daß es minder groß war, als es gewesen seyn würde, wenn er ihr die Wahrheit berichtet hätte.

Begleitet von ihrem jüngern Sohne, Beringer, der die Liebe seiner Mutter, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er noch nie von ihrer Seite gekommen war, in noch höherem Grade besaß als Ludwig, machte Frau Cecilie — so hieß die Landgräfin von Thüringen — sich schon des andern Tages nach Maynz auf. Furcht, liebevolle Ungeduld und der Wunsch: durch zärtliche und sorgfältige Pflege die Leiden ihres geliebten Gemahls zu lindern; trieben Cecilien zur möglichsten Eil, bey welcher sie aber doch erst am siebenten Tage nach der Absendung des Botens in Maynz anlangte.

Was in unsern spätern Zeiten mehrere Aerzte bewiesen haben: die Ungewißheit der Vorherverkündigung des Todes; bewies dem Erzbischofe von Maynz die Erfahrung. Zehn Tage hatte sein Leibarzt dem Leben Ludwigs noch

Frist gegeben; und Cecilie fand ihn schon sterbend, als sie am siebenten vor sein Lager trat.

Da sie sich seinem Zimmer näherte, hatte die Bitte: noch ein wenig zurück zu bleiben, um ihren Gemahl nicht in seinem Schlummer zu stören; sie nicht zurück halten können, zu ihm zu eilen. Der Anblick des Kranken erschreckte sie mehr, als der ihrige ihn, weil Ludwig von dem Abte von Fulda auf ihre Ankunft vorbereitet worden war, Cecilie hingegen ihn so ganz anders fand, als ihre größte Furcht geahndet hatte. Der erste Blick auf ihn brachte sie einer Ohnmacht nahe, da im Gegentheile Ludwig durch die Gegenwart seiner geliebten Gemahlin sich gestärkt fühlte.

Durch den Abt von Fulda und die Aerzte war ihm, den Tag zuvor, die Nähe seines Todes verkündigt worden; und Ludwig hatte die Schreckenspost gelassen und standhaft vernommen. Eilend vollendete er, was Sorgfalt für die Seinigen ihm gebot, und wünschte dann, nur noch so lange zu leben, daß er seine theure Gattin noch einmal umarmen könnte. Jetzt, da dieser Wunsch erfüllt war, rief er Cecilien entgegen: nun scheide ich gern.

Mit seltener Stärke für einen Sterbenden bemühte er sich, seine trostlose Gemahlin zu trö-

ken, doch war die einzige Folge dieses Geschäftes, daß er den Rest seiner Kräfte nutzlos verschwendete. Als er ihr gänzliches Dahinsinken fühlte, segnete er seine Gemahlin und seine beyden Söhne, worauf er mit dem Abte von Fulda allein gelassen zu werden wünschte.

Ungern erfüllte Cecilie diesen Wunsch, weil ihr dessen Erfüllung von den wenigen Augenblicken, die sie ihren Gemahl noch zu genießen hoffen konnte, einige raubte.

Von Ludwigs geheimem Gespräche mit dem Abte von Fulda ist uns nichts bekannt worden, als daß er ihm seinen ältesten Sohn zur fernern Fürsorge und völligen Ausbildung empfahl. Abt Siegfried versprach dies, und Ludwig schloß mit den Worten: trachtet, daß die Weissagung meines seligen Freundes Bardo zur Unwahrheit werde!

Die klagende Cecilie kam hierauf mit ihren Kindern wieder zurück in das Gemach ihres Gemahls, der nach einer Stunde in ihren Armen verschied.

Wir schweigen von dem Schmerze der Hinterlassenen, so wie von den Feierlichkeiten, mit welchen der entseelte Leichnam in der Sankt Albanskirche vor Maynz der Verwesung übergeben wurde. Auch von Ludwigs letztem Willen sagen wir nichts, als daß er seinen ältesten Sohn,

den Nachfolger in seinen Lehen und Erbländern, der gemeinschaftlichen Vormundschaft des Erzbischofs von Maynz und des Abts von Fulda übergab; den letzteren als seinen Erzieher bestätigte, und seinen jüngern Sohn, Beringer, nach seiner Mutter Tode zum Erben der Herrschaft Saugerhausen einsetzte, die Ludwig mit Ceciliens Hand erhalten hatte.

Einige Tage verweilte die traurende Cecilie noch in Maynz, dann verließ sie es mit ihrem Lieblingssohne, indeß Ludwig mit seinem Erzieher noch daselbst zurück blieb.

Zweytes Kapitel.

Geht in die Vergangenheit zurück.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, laßt uns ein wenig auf Ludwigs frühere Jahre zurück blicken.

Sobald Ludwig das siebente Jahr zurückgelegt hatte, brachte ihn sein Vater an den Hof des Erzbischofs Bardo von Maynz, weil er ihn nirgends so gut aufgehoben glaubte, als bey diesem frommen und weisen Manne. Der Landgraf von Thüringen sahe die Erwartungen, welche er sich von seinem Freunde gemacht hatte,

erfüllt, denn Bardo wendete so viele Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohns, als ob er sein eigner gewesen wäre. Ludwig wurde bald Bardos Liebling. Den größten Theil der Zeit, welche ihm von den Stunden seines Unterrichts übrig blieb, brachte er bey dem Erzbischofe zu, der diese Stunden der Erholung öfters anwendete, das Herz seines Pflegebefohlnen zu bilden.

Siegfried, der nachherige Abt von Fulda, war es, dessen Aufsicht der Erzbischof den jungen Ludwig anvertraute; und Siegfried handelte in der Erziehung seines Zöglings den Absichten des Erzbischofs so vollkommen gemäß, daß er sich dadurch Vermehrung seiner Gunst erwarb. Besonders hatte ihm der Erzbischof empfohlen: alles anzuwenden um die Heftigkeit der Leidenschaften des feurigen Knaben zu vermindern; ein Geschäft, das zu schwer war, als daß Siegfrieden die Ausführung desselben so bald hätte gelingen sollen. Er gab sich alle Mühe, und ob gleich diese von dem aufmerksamen Bardo nicht verkannt wurde, so belohnte sie doch kein glücklicher Erfolg. Im Gegentheil schien die Heftigkeit, welche Siegfried zu vermindern strebte, mit Ludwigs Alter sich zu mehren.

Ein Jahr lang war Siegfried Ludwigs Erzieher gewesen, als der Abt von Fulda starb.

Siegfried wurde sein Nachfolger, wer aber ihm als Ludwigs Erzieher folgte, berichten unsre Urkunden nicht, ob sie gleich nicht verhelen, daß Bardo mit ihm weniger zufrieden war, als mit Siegfrieden. Die schwere Kunst: seinen Zögling zu lehren, wie er seine Leidenschaften bezügeln sollte; war diesem Manne so ganz unbekannt, daß durch seine Nachlässigkeit so gar das wenige Gute wieder vernichtet wurde, das Siegfried bewirkt hatte.

Zorn und Begehrlichkeit waren Ludwigs heftigste Leidenschaften. Jeder brauste leicht auf, ob er schon auch bald wieder verflog, und diese war so allmächtig in ihm, daß er selten darauf Rücksicht nahm, ob die Mittel, welcher er sich bediente, um das, wonach er strebte, zu erhalten, gerecht waren oder nicht. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir hievon Beweise geben wollten, da die Geschichte Ludwigs zu reichhaltig an Begebenheiten ist, um bey seinen Kinderjahren lange verweilen zu dürfen, wenn die Erzählung seines ganzen Lebens nicht mehrere Bände füllen sollte. Erlaubt uns daher, theure Leser! Euch über seine jüngern Jahre nur flüchtig zum reifen Alter zu führen, und von jenen nur so viel zu melden, als euch zu wissen nöthig ist.

Unter den Knaben, welche an dem Hofe des Erzbischoffs von Maynz erzogen wurden, befand sich ein Neffe eines seiner ersten Räthe, der unserm Ludwig an Jahren gleich war. Dies und die Uebereinstimmung ihres Temperaments machte Ludwig und Dedo — dies war der Name jenes Knaben — zu unzertrennlichen Gespielen. An Feuer und Heftigkeit sich gleich, gab es öfters kleine Zwiste unter ihnen, die aber eben so schnell wieder vergessen wurden, als sie entstanden waren. In einem Augenblicke entzweiten sich die beyden jungen Freunde, und in dem andern versöhnten sie sich wieder, umarmten sich und machten sich die besten Vorsätze: nie wieder sich zu verzwisten. Bisweilen gesellte sich auch zu diesen beyden Gespielen, eine Gespielin, welche zwar ihre kindische Freuden vermehrte, aber oft auch zu Zwisten Veranlassung gab.

Als Siegfried noch in Maynz lebte, begleiteten Ludwig und Dedo ihn öfters zu Frau Ildegerd, einer Verwandtin desselben, in deren Gesellschaft Siegfried einen Theil seiner Musestunden zubrachte.

Da wir nicht Siegfrieds Geschichte schreiben, liegt die Untersuchung: ob Ildegerd wirklich nur seine Verwandte, oder ob sie vielleicht noch etwas mehr war; ausser unserm Plane.

Wir wissen wohl, daß in jenen Zeiten die mehresten Geistlichen in geheimer Ehe lebten, ob aber Siegfried und Frau Ildegerd in einem solchen Verhältnisse standen, wissen wir nicht, und überlassen es daher unsern Lesern, darüber zu urtheilen.

Ludwig und Dedo gingen gern zu Frau Ildegerd, weil sie sich bey ihr, die mehresten mahle, ganz allein überlassen waren. Indeß sich Siegfried in dem Zimmer seiner Freundin befand, spielten die Knaben mit ihrer Tochter, der achtjährigen Bertha, einer niedlichen Kleinen, an welcher man es schon bemerkte, daß sie nach wenig Jahren zu einer der ersten Schönheiten aufblühen würde.

Sich ihr gefällig zu machen, und ihre Gunst mehr zu erlangen, als der andere, war das Bestreben beyder Knaben; und beyde benutzten alles, was ihnen ihre Erfindungskraft zu Erreichung ihrer Absicht eingab.

Bisweilen verstrichen wohl beyden an der Seite ihrer kleinen Freundin die Stunden friedlich und fröhlich, oft aber kümmerte sich der Eine, wenn der Andre entzückt war. Einer beneidete den Andern um jeden freundlichen Blick, jeden Händedruck und jeden Kuß, den er von Bertha erhielt, und nach ihrer Rückkehr in das erzbischöfliche Schloß erhob sich ge-

wöhnlich Zank und Streit unter ihnen, wenn Bertha ihre Liebkosungen Einem reichlicher gespendet hatte, als dem Andern. Zuweilen beklagte sich auch der leidende Theil gegen Bertha selbst, die sie aber gewöhnlich mit der Drohung: sie beyde nicht mehr zu küssen, wenn dies zwischen ihnen zu Mishelligkeiten Veranlassung gäbe; zur Ruhe verwies.

Ihr seyd mir beyde lieb — sprach Bertha — so lieb als Brüder ihrer Schwester; aber beyde werdet ihr mir auch nicht mehr lieb seyn, wenn ihr euch um mich zanket.

Bertha erlangte hierdurch weiter nichts, als daß sich nun keiner mehr bey ihr selbst beklagte, und beyde ihre Streitigkeiten sorgfältig vor ihr verbargen, welches um so leichter war, da sie nie lange dauerten. Arm in Arm kamen sie immer zu Bertha; und Arm in Arm schieden sie wieder.

So kam die Zeit heran, wo die Knaben erfuhren, daß Siegfried sie verlassen, und Abt zu Fulda werden würde. Die Trennung von ihm war ihnen schmerzhaft, durch nichts aber wurde ihr Schmerz so lebhaft erregt, als durch den Gedanken, daß mit ihr auch die Trennung von ihrer lieben Bertha verknüpft seyn würde. Oft wollten sie ihren Lehrer fragen: ob Frau Ildegerd ihn begleiten würde; aber ein gewis-

ses Etwas, das sie nicht zu benennen wußten, schien diese Frage an ihre Lippen gefesselt zu haben. Ludwig war es, dem sie endlich zu erst entschlüpfte. Durch ihn muthig gemacht, wagte sie unmittelbar nachher auch Dedo; und wie innig freueten sich beyde Knaben, als sie von Siegfried die Antwort erhielten: nein, Ildegerd bleibt in Maynz. Zwar hatte ihnen Bertha vorher schon das nämliche gesagt, doch waren ihnen erst jetzt, durch Siegfrieds Bestätigung, alle Zweifel benommen.

Werden wir aber — fragte Ludwig weiter — wenn ihr nicht mehr in Maynz seyd, die gute Frau Ildegerd noch besuchen dürfen?

Das must du **sie** und **den** fragen, der nach mir über dich, mein Sohn, die Aufsicht erhält — antwortete der Abt von Fulda.

Noch an dem nämlichen Tage wendete sich Ludwig mit seiner Frage an Frau Ildegerd. Er verwandelte sie hier in eine Bitte, deren Erfüllung ihm Ildegerd gern versprach, weil er und Dedo sich ihre Liebe erworben hatten.

Bald nachher gieng Siegfried nach Fulda ab, und: Frau Ildegerd besuchen zu dürfen; war eine der ersten Bitten, welche Ludwig und Dedo an ihren jetzigen Erzieher thaten. Er bewilligte sie, und beyde Knaben konnten sich

oft der Gesellschaft ihrer Gespielin freuen, ob gleich seltner, als da sie noch an Siegfrieds Seite zu ihrer Mutter giengen.

An dem Hause, das Frau Ildegerd bewohnte, war ein Garten, den die Kleinen, wenn es die Witterung erlaubte, gewöhnlich zu ihrem Spielplatze wählten. Zuweilen spielten sie unter Frau Ildegerds Aufsicht, zuweilen auch sich selbst überlassen, so wie sie sich dann oft mit Spielen beschäftigten, die durch das Verbot der sorgsamen Ildegerd nur mehreren Reiz für sie zu erhalten schienen. Sie fischten mit kleinen Angeln, die ihnen die unzeitige Gefälligkeit eines Fischers verschaft hatte, in einem Teiche, der sich in dem abgelegensten Theile des Gartens befand, oder schaukelten sich in einem Kahne, der an dem Ufer desselben befestigt war.

An beyden Spielen nahm Bertha nur in so fern Antheil, daß sie an dem Gange, der zu dem Teiche führte, Wache hielt, um ihren Gespielen Nachricht zu geben, wenn ihre Mutter oder sonst Jemand käme, der dieser es verrathen könnte, daß sie wider ihr Verbot sündigten. Der folgsamen Bertha selbst war dies zu heilig, als daß sie ihm hätte zuwider handeln sollen, doch nach und nach begann sich ein Gelust in ihr zu regen, demjenigen ähnlich,

welchen einst Mutter Eva nach der verbotnen Frucht empfand. Ludwig und Dedo vertraten bey Bertha die Stelle der Schlange und mahlten ihr das Vergnügen, welches mit dem Schaukeln im Kahne verbunden wäre, so süß, daß das gute Mädchen mehr Stärke, als unsere Stammmutter, hätte besitzen müssen, um sich nicht verführen zu lassen. Die Furcht: daß man sie überraschen mögte; war noch das Einzige, was sie zurück hielt.

Einer von uns giebt Achtung — hob Ludwig ihre Bedenklichkeit.

Ja — begann Dedo — du giebst Achtung, und ich und Bertha schaukeln.

Nein — erwiederte Ludwig, der eben nicht geneigt war, seinem Freunde das beste Theil zu überlassen — ich schaukele mit Bertha, und du giebst Achtung. Alter hat Ehre, weist du wohl, und ich bin vier Wochen älter als du.

Dedo fand in diesem höhern Alter keinen hinreichenden Bewegungsgrund, Ludwig sich vorgehen zu lassen. Sie stritten sich um den Vorzug: zu erst mit Bertha zu schaukeln; und ihr Streit würde sich vielleicht nicht so bald geendigt haben, wenn nicht Bertha ihn endlich entschieden hätte.

Seyd

Seyd ruhig — sprach sie — und laßt das Loos zwischen euch entscheiden. Hier — fuhr sie fort, nachdem sie zwey Grashalme abgerissen hatte, deren Ende sie in ihrer Hand verbarg — wer den kürzesten zieht, hält Wache.

Jetzt erhob sich ein neuer Streit, wer zu erst ziehen sollte; und Bertha mußte auch diese entscheiden.

Ludwig zieht zu erst — sprach sie — weil er der älteste ist.

Dedo sah scheel, daß Bertha zu Ludwigs Vortheile entschied, doch hellte Freude seinen düstern Blick mit einem male auf, als er fand, daß Ludwig für ihn den längsten Halm zurückgelassen hatte. Ludwig wurde dagegen mißvergnügt, und verstand sich nicht eher dazu, Wache zu halten, bis Bertha ihm versprochen hatte, daß sie, wenn niemand sie in ihrem Vergnügen stören würde, nachher auch mit ihm schaukeln wollte. Ludwig ging an seinen Posten, und Dedo hob Bertha in den Kahn; aber bald bereuete es Bertha, daß sie wider das Verbot ihrer Mutter gehandelt hatte. Die Bewegung des Kahns machte sie schwindeln. Sie stürzte in das Wasser, und ein Glück für sie, daß sie nahe an das Ufer fiel, wo der Teich nicht tief war. Mit lautem Geschrey stürzte sich Dedo

ihr nach, und hatte mit seiner lieben Bertha schon glücklich das Ufer erstiegen, als Ludwig, durch ihr Geschrey herbey gerufen, die Geretteten erreichte.

Betäubt und triefend von Wasser standen sie da, und ihr Schrecken vermehrte sich noch, als sie nicht fern von sich Frau Ildegerd gewahr wurden. Auch sie hatte das Geschrey vernommen, und eilte mit einer ihrer Frauen, die Ursache desselben zu erfahren. Gern wären die kleinen Verbrecher geflohen, aber ihr Wille vermochte nicht, die zitternden Füsse zu bewegen.

Fest standen sie noch, da war Frau Ildegerd schon vor ihnen, und begann eine ernstliche Rüge, doch siegten Liebe und Mitleid bald über ihre Gerechtigkeit. Freudig schloß sie die geliebte Tochter in ihre Arme, lohnte dem Retter derselben mit einer dankvollen Umarmung, nahm Bertha auf ihren Arm; befahl ihrer Dienerin: das nämliche mit Dedo zu thun; und eilte nun nach ihrer Wohnung zurück. Ohne Verzug wurden beyde Kinder entkleidet, Dedos Kleider an der Gluth eines Feuers getrocknet, weil es an der Sonne zu lange gedauert haben würde; und die Zeit, wo die Knaben Frau Ildegerd gewöhnlich zu verlassen pflegten, war noch nicht lange verstrichen, als Dedo seine Kleider wieder anziehen konnte.

Aehnliche Unfälle, die sich vielleicht nicht wieder so glücklich endigen möchten, zu verhüten, gab Frau Ildegerd schleunigst Befehl: den Teich zu umzäunen. Die Verführer ihrer Tochter bestrafte sie dadurch, daß sie acht Tage lang nicht zu ihr kommen durften. Für beyde war diese Strafe die empfindlichste, welche Frau Ildegerd nur hatte wählen können, und mit schweren Herzen nahten sie sich ihr, als die Zeit der Verbannung verflossen war. Ein scharfer Verweis war das Ende ihrer Strafe, worauf Frau Ildegerd des Vergangenen nicht mehr gedachte. Gleich liebevoll als zuvor war sie gegen Ludwig, aber mehrere Liebe denn je, äußerte sie gegen Dedo. Sie glaubte den Retter ihrer lieben Bertha nicht genug lieben zu können, zärtlich und vergaß über den Retter den Verführer. Auch Bertha fühlte, wie viel sie Dedo schuldig war; und in Ludwigs Herzen wurde durch die Ausdrücke dieses Gefühls Neid entflammt.

Am lebhaftesten äußerten sie sich, wenn die Kleinen dem Teiche nahe vorüber gingen. Guter Dedo — sprach dann öfters Bertha, umschlang den Knaben mit ihren Armen, und küßte ihn — ohne dich wär ich hier des Todes Beute worden.

Unwillig hierüber und neidisch zugleich über die feurigen Liebkosungen, die Dedo erndtete, beklagte sich Ludwig, daß Bertha gegen ihn so wenig gutes Zutrauen äußerte. Glaubst du — fragte er — daß ich gezaudert haben würde, mein Leben für dich zu wagen?

Nein, lieber Ludwig — erwiederte Bertha — du würdest gethan haben, was Dedo that. Fern ist es von mir, dies zu bezweifeln.

Und doch handelst du ganz so — wendete Ludwig ein — als ob du es bezweifeltest. Dedo ist dir so lieb worden, aber der arme Ludwig ist es dir nicht mehr.

Du beschuldigst mich ungerecht — rechtfertigte sich Bertha — Gewiß du bist mir noch immer so lieb als je.

Heuchle nicht, Mädchen — entgegnete Ludwig — wäre ich dir noch lieb: ich würde dich nicht immer so lange um einen Kuß bitten dürfen, indeß du deinen Dedo ungebeten küssest.

Bertha schlang dann einen ihrer Arme um Ludwig, den andern um Dedo, küßte bald diesen bald jenen, und Ludwig beklagte sich nicht mehr und schied zufrieden von ihr. Erneuet aber wurden seine Klagen, wenn sie ein andermal dem Teiche sich nahten, und Bertha ihren Dank gegen Dedo ausströmte. Ein Gespräch, dem angeführten an Inhalt so gleich als an

Folgen, begann dann jederzeit und endigte sich zu Ludwigs Zufriedenheit.

Ob Frau Ildegerd diese Art der Unterhaltung unter den Kleinen kannte, berichten unsere Urschriften nicht. Wir bezweifeln es, sind aber frey von dem Zweifel: ob die Kleinen sich wirklich auf diese Art, die für ihr Alter beynahe zu ernsthaft ist, unterhielten. Theils versichern es unsere Urschriften zu fest, theils werden auch ihre Versicherungen durch analoge Bemerkungen, die Referent bey nicht ältern Kindern feurigen Temperamentes machte, glaubwürdig gemacht.

Neid über die Vorzüge, welche Bertha seinem Freunde gab, regte sich so oft in Ludwigs Busen, daß er endlich zur herrschenden Leidenschaft wurde. Seine Freundschaft für Dedo litt hierdurch einen mächtigen Stoß, Ludwig wurde kalt gegen ihn. Sonst hatte er geglaubt, daß er ohne Dedo nicht leben könnte; jetzt wünschte er ihn öfters fern von sich, weil er ihn als den Räuber seiner Freuden ansah. Dieser Wunsch wurde immer heftiger in ihm, und er erreichte einst eine Stärke, die ihn zu einer strafwürdigen Handlung verleitete.

Ludwig ging eines Tages mit seinem Freunde, die unschuldige Friedensstörerin, Bertha, zu besuchen. Zu ihrem Mißvergnügen erfuhren beyde, daß sie ihre Mutter zu einer ihrer Freundin-

nen begleitet hätte, doch machte der Beysatz: sie würde bald wieder kommen; daß die Knaben sie zu erwarten beschlossen. Die Zeit sich zu verkürzen, gingen sie in den Garten, wandelten ihn einigemal auf und ab, und kamen endlich auch zu dem Teiche, wo sie beyde bedauerten, daß sie sich des Vergnügens nicht mehr freuen konnten, das er ihnen sonst gewährt hatte.

Wir allein — begann Dedo — können noch immer fischen und schaukeln, aber freylich nicht mehr in Berthas Gesellschaft. Für Bertha ist die Umzäunung allerdings ein Hinderniß; ob wir sie auch für uns eines wollen seyn lassen, dies hängt allein von uns ab, da sie zu niedrig ist, um sie nicht mit weniger Mühe übersteigen zu können.

Ein glücklicher Gedanke — gab Ludwig Dedos Worten Beyfall — komm, Lieber, laß uns ihn ausführen! Sicherer als jemals können wir heut in dem Kahne seyn, da der Zaun uns den Blicken der Aufpasser verbirgt.

Kaum hatte er geendet, als er auch schon anfing, den Zaun zu übersteigen. Dedo folgte ihm nach; und nach wenig Augenblicken freuten sie sich des Genusses, des so lange entbehrten angenehmen Spieles. Bald aber machte dies sehr verschiedene Eindrücke auf sie. Dedo wurde fröhlich, Traurigkeit hingegen und Miß-

muth nahm Ludwigs Herz ein. Der Gedanke stieg in ihm empor: daß dieser Ort, dies Spiel die Veranlassung zu einer Veränderung gewesen war, die er so oft beklagte. Diesem Gedanken folgte eine feindselige Aufwallung von Rache und Erbitterung gegen Dedo, welche den aufgebrachten Ludwig diesen Unschuldigen schuldig finden liessen.

Hier war es, wo Ludwigs Wunsch: durch Dedos Entfernung die Freuden zurück zu bringen, als deren Räuber er ihn anklagte; so heftig wurde, daß er auf Mittel dachte, die Erfüllung desselben zu bewirken.

Die Knaben standen in den entgegengesetzten Seiten des Kahns und kehrten einander die Rücken zu. Dedo konnte daher nicht in Ludwigs Mienen lesen, was in seinem Innern vorging, doch wunderte er sich, daß Ludwig, dessen Laune gewöhnlich so fröhlich war, als die seinige, und sich kurz zuvor so lebhaft geäussert hatte, jetzt mit einem male sprachlos war.

Was fehlt dir, Lieber — fragte er — du scheinst nicht heiter? Auf, laß uns das Liedchen singen, das uns beyde schon so oft fröhlich machte!

Ohne Ludwigs Antwort zu erwarten, begann Dedo diesen freudeschaffenden Gesang, Ludwig aber stimmte nicht mit ein. Vielleicht hör-

te er sogar den Gesang so wenig, als die vorhergegangene Auffoderung dazu.

„Der Fürst der Finsterniß“ — sagt ein Mönch des zwölften Jahrhunderts, dessen Geschichte Ludwigs wir in heutige Mundart übertragen — „der einst den König Saul verleitete, seine Lanze nach den frommen David zu werfen, als er menschenfreundlich sich bemühete, durch liebliches Harfenspiel den bösen Geist von ihm zu scheuchen, zeigte jetzt an dem jungen Grafen Ludwig, wie viele Macht er noch über uns arme Menschenkinder besitzt. Er gab ihm ein: den unschuldigen Dedo in das Wasser zu werfen, aus dem er sich einst durch Berthas Rettung Dank und Freuden die Fülle fischte.“

Wir überlassen die Untersuchung: ob der gute Mönch dem Satan nicht vielleicht zu viel thut; unsern Lesern, und begnügen uns, zu berichten, daß Ludwig auf Dedo zusprang, ihn mit den Worten: stirb, Mörder meiner Freuden! umfaßte, und aus dem Kahne zu werfen versuchte.

Ein Glück für den Angegriffenen, daß er stärker war als sein Gegner! er kämpfte eine Zeitlang mit ihm, und warf ihn dann aus dem Kahne an das Ufer, das nur ein wenig höher war als der Teich, dann sprang er ihm nach, stieg eilend über die Umzäunung hinweg, und

nun erst erwartete er, daß Ludwig ihm nachkommen sollte. Er zögerte nicht lange.

Was war das, Ludwig — rief ihm Dedo zu — träumtest du wachend, oder hatte dich etwas deiner Sinnen beraubt?

Ludwig schwieg; seine Blicke senkten sich zur Erde; sie drückten nicht mehr blos Wuth aus, wie vorher, da er den Angriff auf Dedo machte, nein, deutlich las dieser Reue darinne. Zuvor hatte nur Leidenschaft in Ludwig getobt, jetzt zeigte sich ihm sein Verbrechen ganz in seiner schwarzen Gestalt. Dedo nahte sich ihm, und schloß ihn liebevoll in seine Arme.

Um aller Heiligen willen — rief er aus — sage, was dich anfocht!

Laß mich — seufzte Ludwig — ich bin deiner Milde unwürdig!

Komm, Lieber — fuhr Dedo fort — laß uns heim gehen. Ich fürchte, daß du krank bist, und Fieberhitze in dir wüthet.

O Dedo, guter lieber Dedo — stöhnte Ludwig an der Brust seines Freundes, die er mit seinen Thränen benetzte. Er schien mehr sagen zu wollen, wozu es ihm aber an Kräften gebrach.

Mein Ludwig — erwiederte Dedo seine heisse Umarmung — wie sehr jammerst du mich. Dir muß eine fürchterliche Krankheit be-

vorstehen, die sich mit Zerrüttung des Verstandes beginnt, denn beym vollen Gebrauche desselben würde dir unmöglich gewesen seyn, gegen mich zu unternehmen, wozu Abwesenheit der Sinne oder Täuschung derselben dich verführte. Laß uns eilen, damit deine Krankheit nicht ausbricht, ehe wir unser Gemach erreichen.

Dedo schlang seine Arme um Ludwig, den Zitternden zu leiten, da er allerdings Unterstützung bedurfte. Stumm und langsam setzten sie ihren Weg fort, zu welchem sie doppelt so viel Zeit als gewöhnlich nöthig hatten. Aus Dedo sprach öfters Sorgfalt und zärtliche Bekümmerniß um das Wohl seines Freundes, sprachlos aber und in sich selbst gekehrt, wandelte dieser an seiner Seite. Nur Seufzer drängten sich bisweilen aus der beklemmten Brust hervor. Sobald sie in ihr gemeinschaftliches Gemach getreten waren, bestürmte Dedo seinen Freund mit neuen Bitten: ihm die Reihe der Gedanken zu entdecken, von welchen der so ganz unerwartete Angriff der letzte war.

Alles, alles sollst du erfahren — antwortete Ludwig — überlasse mich nur jetzt auf einige Zeit der Ruhe und mir allein.

So sage mir wenigstens — entgegnete Dedo — ob du auch schon an deinem Körper Zerrüttung fühlst, daß ich zu dem Arzte des

Erzbischofs eilen kann, ehe die Heilung deiner Krankheit durch Verzögerung erschwert wird.

Nichts fehlt mir — versicherte Ludwig — raube daher den Arzt nicht wirklich Kranken, die seiner bedürfen, da seine Hülfe mir nutzlos wäre. Daß du mich jetzt alleine lässest, ist meine einzige Bitte an dich.

Dedo ging, kehrte aber bald wieder zurück, weil es ihm ohnmöglich war, seinen leidenden Freund allein zu lassen. Mit ihm zugleich trat ein Diener des Erzbischofs in das Gemach, beyde Knaben zu seinem Herrn zu rufen. Furchtlos gingen sie zu ihrem theuren Vater Bardo, doch hatte sich Ludwig noch so wenig wieder gesammelt, daß sein verstörter Blick so gleich des Erzbischofs Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und das Forschen nach der Umwandlung desselben ihm entdeckt haben würde, was zwischen den beyden jungen Freunden vorgegangen war, wenn er auch noch nicht davon benachrichtigt gewesen wäre. Der Erzbischof wußte schon alles.

Ein Arbeiter im Garten der Frau Ildegerd hatte die Knaben im Kahne gesehen, Ludwigs Ausruf gehört, mit welchem er seinen Gespielen mörderisch angriff, und seine Bemühung seiner mächtig zu werden, bemerkt. Als ein Mann, der alles Unrecht verabscheute, eilte er, dem Erzbischofe von dem, was er gesehen und ge-

hört hatte, Nachricht zu geben. Seine Kleidung, ein sprechender Zeuge der Armuth, erschwerte ihm den Zutritt zu dem Erzbischofe, versichert aber, daß Vater Bardo auch mit dem ärmsten seiner Unterthanen sprach, ließ er sich nicht zurückweisen. Seiner wiederholten Bitten müde, meldete man endlich dem Erzbischofe das Begehren des unbescheidenen Mannes, und Bardo befahl, ihn unverzüglich zu ihm zu führen. Der Mann entledigte sich seines Anliegens, und gleich, nachdem ihn Bardo beschenkt und für seine Gerechtigkeitsliebe mit Lobe belohnt, entlassen hatte, ließ er die Knaben zu sich fordern.

Er ging mit ihnen in ein geheimes Gemach, wo er seine Rüge also begann:

Fürwahr! ich hätte nicht gefürchtet, daß Ludwig meine zärtliche Vaterliebe mit so großem Herzeleid vergelten würde, als er mir heut gemacht hat. Ich weis alles, was du thatest, und verlange nun die Ursachen zu wissen, welche dich zu dem verübten Frevel verleiteten.

Mit der Miene eines Verbrechers stand Ludwig stumm und betäubt da, und Bardo fuhr fort: sprich du, mein Dedo, vergiß aber nicht, daß mir die Wahrheit schon bekannt ist.

Verzeiht, heiliger Vater — gehorchte Dedo dem Befehle des Erzbischofs — daß wir uns beyde aus Leichtsinn in Gefahr begaben. Frau

Ildegerd hatte in ihrem Garten einen Teich umzäunen lassen, um uns davon abzuhalten, weil die Spiele, womit wir uns vorher auf demselben belustigt hatten, ihrer muttergleichen Fürsorge gefährlich schienen. Allein in dem Garten, vergassen wir heut ihrer Ermahnungen, kletterten über den Zaun, und stiegen in einen Kahn, der an das Ufer des Teiches befestigt ist. Es entstand ein kindischer Zwist unter uns, und ohne Rücksicht auf den gefährlichen Ort, wo wir uns befanden, fingen wir an, mit einander zu kämpfen. Dies, heiliger Vater, ist es alles, und man hat euch unrecht berichtet, wenn man euch mehr gesagt hat.

Du verdienst Lob, mein Dedo — erwiederte der Erzbischof — daß du deinen Gespielen zu entschuldigen suchst, ob er gleich an dir zum Verbrecher wurde; tadelnswerth aber ist es, daß du mir die Wahrheit verbirgst. Gewiß weis ich, daß Ludwig dich in den Teich zu werfen versuchte; weis sogar, daß er dich einen Mörder seiner Freuden nannte. Jetzt, Ludwig, sage, welcher Freuden dich Dedo beraubte, und was dich gegen ihn, den du sonst brüderlich liebtest, einer so schwarzen Handlung fähig machte?

Schaam, Furcht und Verwirrung hinderten den zitternden Knaben der Auffoderung des Erzbischofs sogleich nachzukommen; so bald aber

seine Besinnungskraft einigermaßen wiederkehrte, sank er zu den Füssen des heiligen Vaters, umschloß seine Knie, und gestand ihm in abgebrochenen Worten, alles was unsere Leser schon wissen.

Welche Bosheit — rief Bardo mit gerunzelter Stirn, als Ludwig geendet hatte — für dein Alter beynahe beyspiellos!

Keine Bosheit — suchte der leicht verzeihende Dedo das Vergehen seines Freundes zu entschuldigen — Uebereilung und aufbrausende Hitze waren es, welche Ludwig zu einer That verleiteten, die ihn jetzt mit Reue foltert. Sehet selbst, heiliger Vater, wie unverkennbar sie sich auf seinem Gesichte mahlt!

Ohne von Dedo aufmerksam gemacht zu werden, würde der Erzbischof dies schon bemerkt haben, und eben diese Bemerkung war es, weshalb Bardo dem jungen Verbrecher verzieh, und ihm die verdiente Strafe erließ, denn Dedos Bitten allein würden dies nicht bewürkt haben, so eifrig sich auch sein freundschaftliches Mitleid für den irrenden Bruder verwendete.

Es sey — sprach der Erzbischof zu Ludwig — ich verzeihe dir, und die folternde Reue, welche an deinem Innern nagt, sey deine einzige Strafe, doch nehme ich meine Verzeihung zurück, und noch andere Strafe trifft dich, wenn du je wieder das Haus der Frau Ildegerd be-

trittst. Dir aber, mein geliebter Dedo, ist es unverwehrt, Frau Ildegerd noch ferner zu besuchen. Jetzt, Kinder, verlaßt mich, und du, Ludwig, laß dir den heutigen Tag unvergeßlich seyn. Bedenke immer, welche traurige Folgen eine rasche Handlung haben kann; vergleiche den Schmerz, der dein Inneres zerreissen würde, wenn Dedos Schutzgeist nicht über ihn gewacht hätte, mit dem, der jetzt schon an deinem Herzen zehrt. Jetzt quält er dich vielleicht nur einige Tage, dann aber würde er dir die Ruhe für dein ganzes Leben geraubt haben. Laß dir den heutigen Vorfall eine Warnung seyn, so oft deine Leidenschaften den Zügel der Vernunft zerreißen, und wache über dein Herz, damit nicht Bosheit darinnen aufkeimt, denn daß sie jetzt noch nicht in dir lebt, hoffe ich mit froher Zuversicht.

Drittes Kapitel.

Bardo prophezeiht.

Sobald die Knaben ihn verlassen hatten, ließ Bardo ihren Erzieher zu sich rufen, um ihm zu erzählen, was zwischen ihnen vorgegangen war. Zugleich aber auch, um ihm genauere

Aufsicht über Ludwig und emsigere Bemühung: die Heftigkeit seiner Leidenschaft zu mildern; zu empfehlen. Er gab ihm selbst Rath und Anschläge, wie ihm dies schwere Unternehmen am ersten gelingen würde, und wir bedauren, daß unsere Urschriften diesen Theil der Unterredung des Erzbischofs mit dem Erzieher, nicht für wichtig genug gehalten haben, um ihn uns aufzubewahren, weil wir im entgegengesetzten Falle uns durch die Mittheilung desselben das Verdienst hätten erwerben können, einen nicht geringen Beytrag zur Erziehungskunst geliefert zu haben.

Bey dieser Gelegenheit war es auch, wo Bardo die Worte aussprach, die Ludwig der Bärtige zwar für eine Weissagung hielt, aber doch glaubte, daß sie durch die Bemühung des Abtes von Fulda vielleicht zu Schanden gemacht werden könnte, wie sich die Leser aus dem Anfange dieser Geschichte hoffentlich noch erinnern werden:

Ludwig wird ein löblicher, geliebter und geehrter Regent, aber auch ein großer Verbrecher werden — sprach der Erzbischof von Maynz.

Bardo stand in dem Rufe, daß er den Geist der Weissagung besäße. Er prophezeihte, daß

Geb-

Gebhard, Graf von Calv, den Kayser Heinrich der Dritte wegen seiner Jugend nicht zum Bischofe von Eichstädt machen wollte, nach wenig Jahren durch des Kaysers Vermittelung Pabst werden würde, sagte auch sein eigenes Ende voraus, daher es nicht zu verwundern war, daß Landgraf Ludwig jene seinen Sohn betreffende Worte, welche ihm hinterbracht wurden, für eine Weissagung gelten ließ, ob es uns gleich scheint, daß Bardo diese Vermuthung hatte äussern können, wenn er auch nicht mit Seherkraft begabt gewesen wäre. Doch wir kehren jetzt von dem Erzbischofe zu unsern jungen Freunden zurück.

Von ihm weg waren sie in ihr Gemach gegangen, wo Ludwig sich auf einen Sessel warf, und durch Seufzen und Stöhnen die Quaal verrieth, welche er litt. Den Blick mitleidsvoll auf ihn geheftet, stand Dedo eine Zeitlang ihm gegen über, endlich suchte er den Leidenden zu trösten.

Beruhige dich, Lieber — sprach Dedo — und danke Gott, daß seine Hand über dich und mich wachte.

O Dedo — stöhnte Ludwig — wie klein und verabscheuungswürdig bin ich gegen dich! Nicht genug, daß du mir Verbrecher selbst verziehest, erflehetest du mir Un-

würdigen auch des Erzbischofs Verzeihung und Erlassung der Strafe. Dedo! der Gedanke: daß mich Raserey gegen einen so seltnen Freund zu einem Frevel sonder gleichen verleitete; wird mit seinen namenlosen Foltern mein blutendes Herz noch zerreissen.

Nutzlose Quaal — schloß Dedo den Jammernden in seine Arme — von dir selbst dir bereitet. Theuer war mir Berthas Gesellschaft, und süß die Küsse, mit welchen mir das liebe Mädchen für ihr Leben dankte; willig aber hätte ich beyden entsagt, wenn ich geahndet hätte, daß die letztern für dich so schmerzhaft wären.

Ich bezweifle die Wahrheit dieser Versicherung nicht — erwiederte Ludwig — aber sie tröstet mich nicht; sondern vermehrt im Gegentheile meine Quaal, weil sie mein Verbrechen noch schwärzer macht.

Das sollte sie nicht — entgegnete Dedo, indem er seinen Freund noch inniger an seine Brust drückte.

Laß mich — entwand sich Ludwig seiner Umarmung — ich verdiene es nicht, daß ich in deinen Armen weine! Laß mich! Deine unverdiente Liebe durchbohrt mein Herz gleich einem Dolche. Verbirg mich vor mir selbst! Laß mich allein! Ein Engel paßt nicht an die Seite eines Teufels. Doch nein, bleib hier!

Dein Anblick mehret meine Quaal, vielleicht vermehrt sie sich, bis ich ihr erliege, und ein Leben endige, das ich mir selbst zur Marter machte.

Ludwigs Blick wurde wild, und seine Augen rollten fürchterlich; und wilder wurde der Blick, fürchterlicher das Rollen der Augen bey jedem Worte, das er sprach. Seine lebhafte Einbildungskraft wirbelte tausenderley schreckhafte Ideen in seinem Kopfe herum, und, hierdurch noch mehr erhitzt, wurde sein Verstand zerrüttet.

Ja ich sterbe — fing jetzt Ludwig an zu rasen — aber schrecklich ist mein Tod, und schrecklicher noch wird mein Leben nach dem Tode seyn. Du bist gerächt, Dedo! Siehe hier der Hölle Schlund geöffnet, um mich aufzunehmen, und dort, um mich hinein zu stoßen, den Teufel, welcher mir eingab, meine Hand zum Brudermorde auszustrecken. Bitte für mich! Dedo! wie du bey dem Erzbischofe für mich batest!

Erschrocken nahte sich Dedo dem Leidenden. — Der Sprache nicht fähig, bemühte er sich — ihm durch eine Umarmung aus seinen schwarzen Phantasien zu wecken, aber sein Schrecken stieg, als er sie hierdurch noch vermehrte.

Rette mich, Dedo — schrie Ludwig — rette mich aus den Klauen des Teufels!

Eilend verließ nun Dedo das Zimmer, um bey seinem Erzieher und dem Arzte des Erzbischofs für seinen Freund Hülfe zu suchen.

Beyde folgten seinem Rufe unverzüglich, auch den Erzbischof zog Liebe und Sorgfalt zu dem jungen Grafen, dessen Quaal alle zum Mitleiden auffoderte.

Der Arzt erklärte seine Phantasien für den Anfang eines heftigen hitzigen Fiebers, und befahl, ihn unverzüglich in ein Bette zu bringen.

Krankheitsgeschichten waren in dem eilften Jahrhunderte nicht so gebräuchlich, als in unsern spätern Zeiten, daher wir von Ludwigs Krankheit nur wenig zu erzählen wissen. Daß sein Verstand am zwölften Tage derselben zum ersten male wiederkehrte, ist alles, was uns von ihrem Gange überliefert worden ist. Wie innig freute sich Dedo, als er, an der Seite des Siechlagers sitzend, diese Wiederkehr bemerkte.

Während der Dauer seiner Krankheit hatte er Ludwigs Lager nur selten auf kurze Zeit verlassen, wenn lange versäumter Schlaf seine müden Augen zuzog. Jetzt sprang er freudig auf, dem Erzbischofe die Nachricht zu bringen, der sich auch darüber nicht minder freuete als Dedo, wenn sich schon seine Freude nicht so leb-

haft äußerte. Seelenvergnügt hüpfte Dedo an der Hand des Erzbischofs, wieder zurück in das Gemach des Kranken, wo die frohen Gefühle der Kommenden durch Ludwigs Freude über sie, die er jetzt zum erstenmale wieder bey ihren Namen nannte, noch mehr erhöht wurden.

Gott sey gelobt — rief der fromme Greis mit gen Himmel erhobenen Augen — daß du, mein theurer Pflegling, mir wieder geschenkt bist! Reichlich wird nun mein Zittern und meine bange Furcht für dein Leben durch Freude vergolten.

Langsam zwar, doch ohne Rückfall besserte sich Ludwig mit jedem Tage, aber lange schon hatten ihn die Aerzte außer Gefahr erklärt, ehe seine geschwundenen Kräfte sich so weit wieder erneuten, daß er einige Stunden außer dem Lager zuzubringen stark genug war. Stufenweis, obgleich in nicht schnellerm Maaße als zuvor, vermehrten sie sich, bis er sechs Wochen nach dem traurigen Tage, welcher für ihn eine Quelle so vieler Leiden wurde, von den Aerzten Erlaubniß erhielt, den ersten Ausgang ins Freye zu versuchen.

An dem Arme seines Freundes und von seinem Lehrer unterstützt, schlich er kraftlos auf den Fluren umher, über die sein Fuß zuvor oft mit der Schnelle eines Rehes geeilt war. Doch dies war nicht die einzige Veränderung, welche

das Mitleid aller, die Ludwig kannten, erregte. Heiter war sonst sein Blick, und seine Reden Scherz und Ausdrücke fröhlichen Muthes, jetzt war seine Stirn umwölkt, seine ganze Gestalt ein lebendiges Bild des Kummers, und Seufzer und Thränen unterbrachen seine wenigen Worte.

Wir tadeln es an Ludwigs Erzieher, daß er ihn einen Weg führte, wo der Garten der Frau Ildegerd und der unsern beyden jungen Freunden so merkwürdige Teich sich seinen Blicken zeigte. Wie leicht hätte diese sinnliche Erinnerung an einen unglücklichen Vorfall, welcher der Schöpfer von Ludwigs Leiden wurde, dem kaum Genesenen gefährlich werden können. Zu seinem Glücke wurde sie es nicht. Der Anblick des Teiches hatte weiter keine Würkung auf Ludwig, als daß er einen langen tiefen Seufzer aus seinem Busen preßte, und daß sein Blick von dem Teiche hinweg sich zu Dedo wendete, an ihm eine Zeitlang starr haftete, und sich dann, indeß sich Ludwig verfärbte, zur Erde senkte. Hier ruhte er, bis die Waller den erzbischöflichen Pallast wieder erreichten.

Ludwigs Körper hatte der Ausgang gestärkt, sein Verstand aber war von dem, durch den Anblick des Teiches, erregten Gedanken beunruhigt worden; doch waren schmerzhafte Empfindungen und Vorwürfe, die sich Ludwig mach-

te, die einzigen traurigen Folgen derselben. Er dachte oft an Bertha; und eben so oft schwebte die Frage: was das liebe Mädchen machte; auf seinen Lippen, von welchen sie aber Schaam immer zurück drängte. Endlich entschlüpfte sie ihm doch.

Ich sahe Bertha nicht wieder — antwortete Dedo — deine Leiden ließen mich nicht an sie denken, und als diese gelindert wurden, wollte ich absichtlich zu ihr gehen, um dir, wenn du es erführest, dadurch keine Veranlassung zu unangenehmen Empfindungen zu geben.

O Dedo — erwiederte Ludwig — es wäre ein zu großes Opfer, wenn du aus Freundschaft für mich der Freuden dich berauben wolltest, die dir der Umgang mit Bertha gewährt.

Nein, Lieber — entgegnete Dedo — das Opfer ist gering und willig, und ohne Kampf brachte ich es dir. Deiner Ruhe war ich es schuldig, und aus Liebe für sie war eine Nachricht, die ich heut erhielt, mir angenehm.

Und diese Nachricht war? — fragte Ludwig.

Daß Frau Ildegerd mit ihrer Tochter Maynz verlassen hätte und nach Fulda zu ihrem Freunde, dem Abte, gezogen wäre — gab Dedo zur Antwort — Vor zwey Tagen reisten sie ab, und werden nie wieder nach Maynz zurückkehren.

Nie — seufzte Ludwig.

Lasse dich ihr Abscheiden nicht betrüben — ermahnte Dedo seinen Freund — denn Sorgfalt für deine Ruhe befiehlt dir, dich desselben zu freuen. Ist dir diese theuer, o so laß uns Bertha und alles, was sie angeht, zu vergessen suchen.

Daß ich das könnte — jammerte Ludwig — Bertha wird mir ewig unvergeßlich seyn! Jede Erinnerung an sie wird mir zum folternden Vorwurfe werden.

Still, Lieber — entgegnete Dedo — du mußt dich nicht mit Gedanken quälen, die deine Besserung verzögern.

Ludwig folgte dieser Ermahnung nicht, oft dachte er an Bertha, und nicht minder oft folterte ihm die Erinnerung an die Unthat, von welcher sie unschuldig die erste Ursache gewesen war. Diese quaalvolle Erinnerung machte, daß die Heiterkeit, welche sonst Ludwigs glückliches Loos war, auch dann noch nicht wiederkehrte, als die Aerzte ihn bereits für völlig hergestellt erklärten. Sein Körper war gesund, aber seine Seele war es nicht.

Dedo, Bardo, und geleitet von dem letztern, auch Ludwigs Erzieher gaben sich alle Mühe, der Seele des Genesenen die Heiterkeit und Zufriedenheit wieder zu geben, die sie verlohren

hatte, und ob sie dies gleich nicht so geschwind bewirkten, als ihr Wunsch war, so hatten sie doch die freudige Beruhigung, ihre Bemühungen nicht ganz vergebens zu sehn, denn nach und nach kehrten jene beglückenden Empfindungen wieder in Ludwigs Busen zurück.

So verstrich ein halbes Jahr, als der Erzbischof von Maynz sein Ende nahe fühlte, und Liebe zu seinem ihm so theuren Pfleglinge, Ludwig, ließ es ihn weniger nahe wünschen. So fest er überzeugt war, daß Ludwig unter den Händen eines sorgfältigen und weisen Erziehers ein würdiger Regent und achtungsvoller Mann werden würde: so unvermeidlich schien ihm auch das Gegentheil, wenn Ludwig einem unweisen und nachlässigen Manne zur Aufsicht übergeben werden sollte. Daß sein jetziger Erzieher der Mann nicht war, dem man die Bildung eines Knaben von großen Anlagen zum Guten und Bösen ohne Leitung anvertrauen könnte, wußte der Erzbischof so wohl, als er befürchtete, daß die Wahl eines andern Erziehers auf keinen würdigern fallen möchte, wenn er sie dem Landgrafen Ludwig überliesse, da er diesem hierin weniger Klugheit und Prüfung zutraute, als in der Wahl eines Heerführers oder eines Rathes.

Den Abt von Fulda hielt der Erzbischof von Maynz für den einzigen Mann, welcher dem

jungen Ludwig eine Bildung würde geben können, wie sein Vater und der Erzbischof wünschten. Er fragte daher den Abt in einem Schreiben: ob er sein angefangenes Werk vollenden und Ludwigs fernere Ausbildung übernehmen wollte. Herzlich freuete sich der Erzbischof, da Siegfried ihm die Erfüllung seines Verlangens versprach, und sendete nun eilend einen Vertrauten gen Schaumburg, an seinen Vicedom, um ihm zu hinterbringen, was seine reifen Ueberlegungen rathsam gefunden hätten, und von ihm Bestätigung der getroffenen Wahl, oder andere Maasregeln zu vernehmen.

Der Landgraf von Thüringen gab der Wahl seines Freundes Bardo freudig seine Beystimmung, weil er überzeugt war, daß er selbst gewiß keine bessere hätte treffen können.

Gleich nach der Zurückkunft des Boten sendete der Erzbischof einen andern nach Fulda, den Abt zu sich einzuladen. Siegfried erschien ohne Zögern, und freuete sich seiner Eil, weil er den Erzbischof dem Tode nahe fand. Siegfried hatte sich, als er noch Ludwigs und Dedos Lehrer war, ihre Liebe und Achtung zu ganz erworben, als daß sie ihn jetzt nicht freudig hätten bewillkommen sollen. Er fand sie bey seiner Ankunft vor dem Bette des Erzbischofs knieend, eilend aber sprangen sie auf, und

giengen dem geliebten Lehrer entgegen, ihm zärtlich die Hände zu küssen.

Der Sterbende hatte noch von andern Dingen, als von der Erziehung Ludwigs mit dem Abte von Fulda zu sprechen. Er entfernte deshalb beyde Knaben durch einen Wink, nachdem er einige Augenblicke an ihrer Freude über Siegfrieds Ankunft Theil genommen hatte.

Bardos Gespräch mit dem Abte zu Fulda gehört nicht in Ludwigs Geschichte, daher wir von demselben nichts und von seinem Tode nur das melden, daß Ludwig kurz vor demselben noch einmal zu dem Sterbenden gerufen wurde. Er gab ihm seinen Segen, welchem er auch einige väterliche Ermahnungen beygefügt haben würde, wenn er nicht gesehen hätte, daß Ludwig über seinen Tod den lebhaftesten Schmerz äußerte, welchem er keinen Schmerz anderer Art beygesellen wollte.

Bardos Ermahnungen würden mit einer Zurückerinnerung an Ludwigs Vergehen wider Dedo verbunden gewesen seyn, wenn schon Bardo selbst dies nicht erwähnt hätte; und Bardo wollte die letzten Augenblicke seines Lebens dem klagenden Ludwig nicht trauriger machen, als sie ihm ohne dies schon waren. Er hatte daher, was er ihm selbst zu sagen zu gütig war, dem Abte von Fulda gesagt, von dem er versichert war, daß

er es seinem Zöglinge mittheilen würde, wenn er sich in einer bessern Stimmung, es anzuhören, befände als jetzt. Daß Ludwig mit dem Abte Siegfried nach Fulda gehen, und bey ihm so lange leben würde, bis sein Vater ihn zu sich rief — dies war alles, was der Erzbischof dem Knaben sagte.

Wenige Augenblicke nachher starb er, und gewiß haben selten Kinder über den Tod ihrer Väter so ungeheuchelt getrauert, als Ludwig und Dedo über den Tod des heiligen Vaters Bardo. Ihre Thränen flossen reichlich, und die Thränen der Diener des Erzbischofs und aller Bewohner der Stadt Maynz vereinigten sich mit ihnen. Ludwigs Schmerz wurde durch die Freude gemildert, welche er darüber empfand, daß er in Zukunft bey dem Abte zu Fulda leben sollte, neuem Schmerze aber wurde er zur Beute, als er die Nachricht erhielt, daß der Tag seiner Abreise nach Fulda, zugleich der Tag der Trennung von seinem geliebten Dedo seyn würde.

Auch Dedo trauerte, und der Gedanke an die nahe Trennung war für ihn nicht minder schmerzhaft, als für Ludwig. Gern und freudig würde er die Bitten desselben: ihn nach Fulda zu begleiten; erfüllt haben, da Siegfried ihn ebenfalls hiezu auffoderte, wenn nicht der Wille seines Vaters ihn hierin gehindert hätte.

Dedos Vater war ein vertrauter Freund des Probstes Luitbold zu Bamberg, welchen man allgemein Bardos Nachfolger glaubte, auch bewies die Folge, daß man sich in dieser Vermuthung nicht getäuscht hatte. Dedos Vater, ein ehrgeitziger Mann, glaubte dennoch den Aufenthalt seines Sohnes in Maynz seinen Absichten mit ihm gemäßer als in Fulda, daher keine Bitten ihn bewegen konnten, den mißvergnügten Knaben seinem Freunde auch in Fulda zum Gesellschafter zu geben. Dedo erhielt nicht einmal die Erlaubniß, seinen geliebten Ludwig auf seiner Reise zu begleiten, weil sein argwöhnischer Vater fürchtete, daß er vielleicht nicht zurückkommen möchte.

Viertes Kapitel.

Siegfried irrt sich in seinen Vermuthungen.

Acht Tage nach dem Tode des Erzbischofs machte sich Siegfried mit seinem Zöglinge auf den Weg nach Fulda.

Nichts, theure Leser, von dem Abschiede der beyden jungen Freunde! die mehresten von euch weinten ohnfehlbar schon Thränen der Tren-

nung an dem Busen eines innigen Freundes: ruft eurem Gedächtnisse zurück, was ihr hierbey empfandet, so könnt ihr euch von dem, was Ludwig und Dedo fühlten, eine richtigere Vorstellung machen, als unsere Schilderung ihrer Gefühle euch gewähren konnte.

Es war ein Frühlingstag, da Ludwig mit Siegfrieden nach Fulda reiste, aber keiner von den heitern Frühlingstagen, die auch in die Brust der Waller Heiterkeit giessen. Die Luft war rauh, der Himmel umwölkt und trübe, doch noch mehr umwölkt war Ludwigs Stirn, und trüber noch war es in seinem Herzen.

Zwey Stunden wandelte er so an Siegfrieds Hand; keine Ermunterungen seines Führers machten Eindruck auf ihn: seine Reden waren einsilbige Worte, mit welchen er noch überdies kargte, denn oft erlaubte Geistesabwesenheit dem traurigen Ludwig nicht, Siegfrieds Fragen zu beantworten; reichlich aber flossen dagegen seine Thränen der Trennung von Dedo. Jetzt endlich schien etwas ihren Lauf zu hemmen. Ludwigs Blick erheiterte sich, und Siegfried wartete, auf seine Fragen an ihn, nicht mehr vergebens auf Antwort.

Siegfried war kein Herzenskündiger, und hielt daher diese Veränderung seines Zöglings für eine Folge, der indessen in der Natur vor-

gegangenen Veränderung. Die Sonne hatte die trüben Wolken zertheilt, und strahlte nun wohlthätig auf die verjüngten Fluren, und weckte die Bewohner der Erde zur Fröhlichkeit auf — doch ihr wohlthätiger Einfluß war es nicht, welcher Ludwigs Stirn furchenleer machte.

Ob gleich wir auf den Namen eines Herzenskündigers so wenig Ansprüche machen, als der Abt von Fulda: so sind wir doch im Stande, den Lesern die wahre Ursache der Veränderung zu nennen, welche Siegfried dem Einflusse des aufgeheiterten Himmels zuschrieb.

Ludwig sah nicht fern von sich einen Knaben, ungefähr gleiches Alters mit ihm, an der Hand eines Mädchens, von ähnlichen Jahren, fröhlich daher hüpfen. Das junge Paar erinnerte unsern Ludwig an die glücklichen Stunden, welche er einst in dem Garten der Frau Ildegerd an Berthas Seite genossen hatte. Schmerzvoll war ihm diese Erinnerung. Ein tiefer Seufzer, den Siegfried auf Dedos Rechnung schrieb, drückte seine Empfindungen aus, doch eine Hoffnung verwandelte diese bald in ein angenehmes Gefühl.

Daß Bertha mit ihrer Mutter in Fulda lebte, hatte Ludwig schon längst einmal von Dedo erfahren, und oft mit einem geheimen Wunsche sich nach Fulda gesehnt. Der heutige Tag

war vielleicht seit seiner Wiedergenesung der einzige, wo er nicht an Bertha gedacht hatte, weil er heut ausser der Trennung von Dedo für nichts in der Welt Gefühl hatte. Dedo zog ihn von Bertha ab, daß aber das Andenken an sie ihm noch immer theurer, daß Bertha selbst ihm theurer war als Dedo, bewies sich jetzt, da seine Einbildungskraft bey dem Anblicke des jungen lustwandelnden Paares Berthas reizendes Bild vor seine Augen zauberte.

Oft, wenn Ludwig vorher an Bertha gedacht hatte, peinigte er sich mit gerechten Vorwürfen wegen des Verbrechens, zu welchem sie ihn schuldlos veranlaßte, oft aber auch dachte er sie, ohne sich eben mit jenen Vorwürfen zu quälen. Schmerz: sich von ihr getrennt, vielleicht auf immer getrennt zu sehen; war dann herrschende Empfindung in ihm. Auch heut regte der Gedanke an Bertha jene Vorwürfe nicht auf; und zu schmerzvollen Empfindungen konnte er den liebenden Knaben nicht stimmen; nein, er wurde ihm eine Quelle der lebhaftesten Freude, da Ludwig so nahe sahe, was er nicht erwartet hatte. Diese Freude verscheuchte mit einem male den finstern Blick, welcher seine Stirn faltete, seit er Maynz verlassen hatte, doch seine Freude zeigte sich nicht nur in seinen

Blicken, sondern wurde auch laut, wenn schon der Ausbruch derselben dem Abte von Fulda nicht ihre Schöpferin verrieth.

Heil mir — jauchzte Ludwig laut auf — ich werde dich wiedersehen!

Ja, du wirst ihn wiedersehen — erwiederte Siegfried, der Ludwigs Ausruf auf Dedo deutete — Verweigert dir ihn auch sein Vater zum fernern Gespielen: so kann doch die Folge der Zeit dich wieder vereinigen, um das Band der Freundschaft noch fester zu knüpfen.

Was sagt ihr, mein Vater — fragte Ludwig, welchen der Gedanke an Bertha so einzig beschäftigte, daß er weder die Worte des Abts gehört hatte, noch sich des Versehens: seine Freude laut ausbrechen zu lassen; bewußt war.

Der Abt wiederholte seine Rede, durch welche er den bewußtlosen Knaben in nicht kleines Erstaunen setzte. Zu seiner größten Verwunderung vernahm er jetzt, daß seinen Lippen entschlüpft war, was er nur zu empfinden geglaubt hatte, doch beunruhigte ihn das Lautwerden seiner Freude nicht, weil er hörte, daß Siegfried seinen Ausruf mißdeutete.

Er befand nicht für gut, dem Abte seinen Irrthum zu benehmen, und dieser freute sich,

daß Hoffnung des Wiedersehens so wohlthätig auf seinen Zögling wirkte.

Er drang nicht in Ludwigs Herzensgeheimnisse, weil er keine ahndete, und Ludwig sich sorgfältig hütete, durch unwillkührliche Herzenserleichterungen seines Erziehers Argwohn rege zu machen.

Fröhlich und heiter legten unsere Waller den Weg nach Fulda vollends zurück. Freude bewegte Ludwigs Herz zu stärkern Schlägen, als er in blauer Ferne die Thürme der Stadt erblickte, wo er sich des Umgangs mit Bertha wieder zu erfreuen hoffte; und diese Schläge verstärkten sich, so wie sich Ludwig Fulda näherte. Endlich ging er durch die Klosterpforte, und die Hoffnung: Bertha im Innern des Klosters zu finden; beflügelten seine Schritte, denn der Wunsch; daß er sie hier finden möchte; ließ ihn nicht daran denken, daß Weiber in Mönchsklöstern keine Besuche abzulegen pflegen.

Er vermuthete, daß Siegfried der Frau Ildegerd so theuer wäre, als Bertha ihm — eine Vermuthung, in der er sich vielleicht nicht betrog — und glaubte daher zuversichtlich, daß sie in das Kloster gekommen seyn würde, ihn zu empfangen, und daß Bertha ihre zärtliche Mutter begleiten würde, glaubte er mit nich wenigerer Zuversicht.

Ludwig sah sich in seiner Erwartung getäuscht, doch schuf er sich für die Hoffnung: Bertha heut noch zu sehen; bald eine neue Stütze. Jetzt erst machte er die Bemerkung, welche wir vorhin schon unsern Lesern mitgetheilt haben. Er erkannte, daß er zuviel erwartet und die Vorschriften der Schicklichkeit darüber vergessen hatte, zweifelte aber nicht, daß Siegfried noch heut zu Frau Ildegerd gehen, und ihn mit sich nehmen würde. Der Tag verstrich, und Ludwig sah sich abermal in seiner Erwartung getäuscht. Der Abt ging nicht zu seiner Freundin.

Fünftes Kapitel.

Etwas mehr über Ludwigs Erziehung.

Unwillen und Mißmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung beraubte unsern Ludwig des Schlafs, bis er endlich sich damit tröstete, daß seine Hoffnung nicht vereitelt, sondern ihre Erfüllung nur um einige Stunden verzögert worden wäre; den höchsten Grad erreichte aber seine Ungeduld, da der andre Tag schon um die Hälfte verflossen war, und Siegfried noch immer nicht Wil-

lens zu seyn schien, Frau Ildegerd zu besuchen. Als der Abend sich schon nahete, fragte der Abt erst seinen Zögling: ob er ihn auf einem Ausgange begleiten wollte: und seelenvergnügt und voll des süssen Gedankens: daß seine Hoffnung nun endlich erfüllt werden würde; verließ Ludwig an der Hand des Abtes das Kloster.

Lange waren sie schon gegangen, und immer hatte sich Ludwig geschmeichelt, daß eins der Häuser, welchen sie vorüber gingen, Frau Ildegerds Wohnung und das Ziel ihres Weges seyn würde, als er endlich bemerkte, daß sie sich wieder auf dem Heimwege, nicht fern von dem Kloster befanden. Seufzend, über seine von neuem fehlgeschlagene Hoffnung, trat Ludwig bald nachher in den Hof desselben, wo er nun mit sich selbst zu Rathe gieng, ob er sich länger quälender Ungewißheit Preis geben, oder sie durch eine Frage an den Abt endigen sollte.

Er fing an zu zweifeln: ob Frau Ildegerd sich wirklich in Fulda befände; und unfähig, so lange zu harren, bis die Willkühr des Abtes oder ein Zufall seinen Zweifel lösen würde, beschloß er, den Abt zu fragen. Um weniger neugierig zu scheinen, forschte er nicht nach Frau Ildegerds Aufenthalt in Fulda, sondern fragte seinen Lehrer: werdet ihr auch so gütig seyn,

mich bisweilen mit zu der guten Frau Ildegerd zu nehmen, wie ihr in Maynz thatet?

Bald, mein Sohn — gab ihm Siegfried zur Antwort — Meine Freundin, welche dich liebt, fragte heut schon nach dir, doch denke ich — setzte er lächelnd hinzu — daß mein Ludwig mich eben nicht oft zu Frau Ildegerd begleiten wird, wenn er den Reitz nicht in ihrem Hause findet, welchen er sich verspricht. Bertha ist nicht mehr bey ihrer Mutter; und um deinetwillen, mein Sohn, ist es sehr gut, daß sie jetzt fern von hier lebt.

Diese Schreckenspost erschütterte unsern Ludwig, doch stieg zu seinem Troste der Gedanke in ihm auf: daß Bertha vielleicht bey ihrer Mutter lebte, und Siegfried ihm nur deshalb das Gegentheil gesagt hätte, um seine Freude, wenn er das liebe Mädchen ganz unerwartet sähe, zu vergrößern. Diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie auch war, verkürzte ihm zwey lange Tage, welche er noch auf den ersten Besuch bey Frau Ildegerd warten mußte; in die tiefste Traurigkeit aber wurde er versenkt, da er nun Frau Ildegerden allein fand. Daß Bertha sich in Bremen bey einer ihrer Freundin aufhielte, war alles, was er von Frau Ildegerden erfuhr.

Siegfried und seine Freundin bemerkten den schmerzhaften Eindruck, welchen diese Nachricht auf Ludwig machte, und, um ihn zu mildern, versicherte Frau Ildegerd, daß ihre Tochter in einigen Wochen nach Fulda zurückkommen würde. Sie verfehlte ihre Absicht nicht ganz, wenn schon Ludwig einige Tage lang so traurig wurde, als in den ersten Stunden nach seiner Abreise von Maynz.

Es erregte die Verwunderung des Abts von Fulda, daß Ludwig, über dessen Leichtsinn er sonst öfters unzufrieden war, sich jetzt so lange einzig mit einem Gegenstande beschäftigen konnte. Daß in seinem jungen Herzen schon eine Art von Liebe aufgeglimmt war, fand er dem feurigen Temperamente des Knaben gemäß, daß er aber diese Liebe so fest gewurzelt sahe, konnte er mit der Kenntniß von Ludwigs Temperamente nicht vereinigen.

Er fiel auf die Vermuthung, daß Ludwig durch seine Krankheit umgestimmt worden wäre, und glaubte daher den Plan seiner Erziehung umändern zu müssen. Vorher hatte er es sein emsigstes Bestreben seyn lassen, Ludwigs Leichtsinn zu vermindern: jetzt schien es ihm nöthig ihn wieder zu vermehren, damit durch seine Hülfe die Verbannung einer Leidenschaft erleichtert werden möchte, welche seiner Ruhe so nachtheilig,

als den Fortschritten in Kenntnissen hinderlich war.

Zerstreuungen und stete Abwechselung in den Beschäftigungen seines Zöglings, schienen dem Abte zu Fulda die wirksamsten Mittel zu Erreichung seines Entzwecks. Diesen zu erreichen, beschäftigte er ihn unablässig, doch nie lange mit einem Gegenstande allein, auch wendete er jetzt viele Zeit auf Kenntnisse, die er zuvor als Nebendinge betrachtet, und ihnen nur sehr wenige Zeit gewidmet hatte, wenn sie nur zur Zerstreuung etwas beytrugen.

Ausser den ritterlichen Uebungen, hielt Abt Siegfried Musik und Tanz hierzu am geschicktesten, weshalb er seinen Zögling in beyden unterrichten ließ. Die Musik fing eben damals an, sich ihrer Verbesserung zu nähern, und Siegfried hatte in Fulda einige Tonkünstler, welche für berühmte Männer galten. Ludwig genoß ihren Unterricht, und freute sich des Vergnügens, welches ihm die Musik gewährte, so wie seine Lehrer sich seiner schnellen Fortschritte in derselben freueten.

Nie aber vergnügte unsern Ludwig die Musik mehr, als wenn sie zum Tanze tönte.

Viel trug des Abtes veränderter Erziehungsplan vielleicht dazu bey, daß Ludwig von dem Gedanken an Bertha, der ihn einige Zeit

lang allein erfüllte, nach und nach abgezogen wurde, doch mehr noch bewirkte ohne Zweifel die Hoffnung: Bertha in kurzer Zeit wieder zu sehen.

Diese Hoffnung war zwar allerdings mit der Erinnerung an Bertha verbunden, dennoch minderte sie die Traurigkeit, welche in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Fulda Ludwigs Loos war. Ruhig und ohne Schmerz konnte er jetzt an Bertha denken. Er vergaß über die frohe Aussicht in die Zukunft die Gegenwart; und so begann dieses rosenfarbene Gemählde, was Siegfrieds Sorgfalt vollendete.

Nach einigen Monaten vergingen schon bisweilen mehrere Tage, ohne daß Ludwig an Bertha dachte. Immer noch war ihre Rückkehr sein heissester Wunsch, allein er beschäftigte ihn nicht mehr so unablässig wie vorher, wo er am Tage sein einziger Gedanke, des Nachts sein Traum war. Ludwig fand sein Leben ohne Bertha nicht mehr freudenleer, sich selbst nicht mehr unglücklich, wenn er schon fühlte, daß sie ihm der Freuden noch mehrere geben würde. Tanz, Saitenspiel, Gesang und ritterliche Uebungen machten jetzt seine Freuden aus. Ihnen widmete er den größten Theil seiner Zeit, doch wachte Siegfried, daß er auf diese Freuden nicht allzuviele Zeit verwendete.

Der Abt hielt seinen Zögling auch zu Erlernung ernsthafterer und wichtigerer Dinge an. Durch die gelehrtesten unter seinen Mönchen ließ er ihn in den Wissenschaften unterrichten, zum künftigen Regenten hingegen nahm er sich vor, ihn selbst zu bilden. Ludwigs Lehrer in den Wissenschaften waren mit seinen Fähigkeiten und mit seinem Fleisse nicht weniger zufrieden, als die Musik- und Tanzmeister. Die Fremden, welche den Abt von Fulda hiemsuchten, staunten öfters den gelehrten Knaben an, und viele bewunderten vorzüglich, daß er schreiben konnte, weil in den damaligen Zeiten ein Laye, der diese Kunst verstand, für eine der größten Seltenheiten galt, da sie allein hinreichend war, einem Geistlichen den Ruf eines großen Gelehrten zu erwerben.

Sparsamkeit, Abneigung gegen alle Pracht, Liebe zu seinen Unterthanen — dies waren die Regententugenden, welche Siegfried seinem Zöglinge einzuprägen suchte. Unter allen schilderte er ihm Liebe zu seinen Unterthanen, als die größte Tugend, oder vielmehr als die heiligste und erste Pflicht.

Ihr Wohl — sprach er öfters zu ihm — muß deinem Herzen, mein Sohn, so nahe liegen, als dein eignes, und in gewissen Fällen noch näher. Erheischt die Wohlfahrt seiner

Unterthanen von einem Regenten ein Opfer, so muß er es ihr willig bringen; und auch der Eigennützige kann dies leicht, da es ihm durch Befriedigung seines Eigennutzes vergolten wird. Je glücklicher und reicher ein Volk ist, je mehr ist auch sein Fürst beydes. Im vollen Besitze der Liebe seines wohlhabenden und glücklichen Volkes ist er reich, wenn er selbst gleich arm ist.

Ich habe dir, mein Sohn, Sparsamkeit empfohlen, und ich bitte dich, vergiß sie nie; aber du sollst nicht sparsam seyn, um Schätze zu häufen, oder um in einem Tage schwelgerisch zu vergeuden, woran du Jahrelang sammeltest; nein, kargen mußt du, um in bedrängten Zeiten durch deine Schätze aus den Hütten der Armen unter deinem Volke Noth und Hunger zu bannen. Durch Pracht und Aufwand zu glänzen, ist ein unlöbliches, freudenleeres Beginnen. Die größten Lustbarkeiten die glänzendsten Turniere, von welchen das Gerücht durch die ganze Christenheit tönt, gewähren nicht die seligen Empfindungen, welche dich wohlthätig durchbeben werden, wenn einst ein Unglücklicher dir seinen Dank stammelt, daß du ihn dem Elende entrissest — und kosten öfters so große Summen, daß durch sie Tausende der Last des Elends hätten endledigt werden können.

Neben der Kunst über andere zu gebieten; lehrte Siegfried seinen Untergebenen, auch die: Sich selbst zu beherrschen. Keine Lehre aber wurde Ludwigen schwerer zu befolgen, als eben diese, ob sie schon die wichtigste war. Nur selten befolgte er sie; und zum Unglück war Siegfried als Sittenlehrer nicht so emsig, wie er als Fürstenlehrer war. Ob das Schwere dieses Geschäfts ihn zurückschreckte, oder ob er es schon vollendet glaubte, weil Ludwig vielleicht statt der Kunst: seine Leidenschaften zu bezügeln; die leichtere Kunst: sich zu verstellen, lernte; und durch Hülfe derselben seinen Lehrer täuschte — dies, theure Leser, ist uns unbekannt.

So lebte Ludwig fünf Jahre in Fulda, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, das sein Lebensbeschreiber für gut befunden hätte, der Nachwelt aufzubewahren, ausser daß er während dieser Zeit den Tod seines Freundes Dedo betrauerte, und daß er Bertha nicht wieder sahe. Dennoch hatte diese lange Trennung von ihr und das Sinken der Hoffnung: sie beendigt zu sehen; das Bild des geliebten Mädchens nicht aus seinem Herzen verwischt. Unversehrt lebte es noch darinnen, doch waren Ludwigs Blicke nicht mehr so oft darauf geheftet, wenn er schon die erste Frucht seiner Muse — denn leidenschaftliche Liebe zur Tonkunst hatte unsern

Ludwig auch zum Dichter gemacht — Berthas Andenken weihete.

Wir übergehen daher diese an Begebenheiten so leeren Jahre von Ludwigs Leben, und kehren zu der Zeit zurück, mit welcher wir unser Buch anfangen.

Sechstes Kapitel.

Ludwig sucht Bertha, und findet eine neue Freundin.

Im funfzehnten Jahre fühlt man einen Verlust stärker als im zehnten; dennoch wurde Ludwig in dem erstern Alter durch den Tod seines Vaters weniger betrübt, als in dem letztern durch das Abscheiden des Erzbischofs von Maynz, obgleich jener Verlust größer für ihn war als dieser. Nicht Ehrgeitz und Herrschbegierde, denen seines Vaters Tod Befriedigung versprachen, waren es, welche Ludwigs Schmerz verminderten, nein, sein Busen war einer Empfindung zu voll, um für andre Raum zu haben.

Ludwig liebte, und er, dessen ganzes Wesen Liebe schon als Kind beherrschte, liebte zu feurig, als daß der Tod seines Vaters auf ihn

so tiefen Eindruck hätte machen können, als ausserdem geschehen seyn würde.

Ihn zu rechtfertigen glauben wir, uns bey der Geschichte seiner Liebe etwas verweilen zu müssen.

Udo der Zweyte, Graf von Stade, und Markgraf zu Soltwedel, hatte kaum den Tod Kayser Heinrichs des Dritten vernommen, als er sein Land verließ, um sich zu der Kayserin Angnes und dem jungen Könige, Heinrich dem Vierten zu begeben, oder vielmehr zu dem Bischofe Heinrich von Augspurg, dem Leiter der erstern und dem Erzieher des letztern.

Unsere Urschriften melden nichts von den Ursachen dieser Reise, daher auch wir sie nicht bestimmen können. Vielleicht glaubte Udo die Freundschaft und Fürsprache des Bischofs Heinrichs nöthig zu haben, um in dem ungestörten Besitze der Grafschaft Ditmarsen zu bleiben, deren Abtretung, von der Gräfin Ida, er durch List und Drohungen bewirkt hatte. Doch wir überlassen es unsern Lesern, dieser Vermuthung beyzupflichten, oder eine andre Ursache zu Udos Reise aufzusuchen; uns genügt es, zu wissen, daß Udo wirklich zu dem Bischofe von Augspurg reiste, und seinen Weg über Maynz nahm.

Der Markgraf von Soltwedel liebte seine Gattin, Oda, so zärtlich, daß es ihm unmög-

lich war, sich bey seiner Reise von ihr zu tren-
nen. Er bat sie daher, ihn zu begleiten, und die
liebevolle Oda erfüllte diese Bitte um so williger, da
schon der bloße Gedanke einer kurzen Trennung von
ihrem Gemahle ihr Schmerz machte. Adelheid, die
jüngste Tochter der Markgräfin, war, wie gewöhn-
lich die jüngsten Kinder, das Schooßkind ihrer
Mutter. Bey aller Liebe für ihren Gemahl
konnte sich die zärtliche Mutter nicht von ihrer
Adelheid trennen, weshalb sie, als sie ihm
seine Bitte gewährte, sich von ihm ausbedang,
daß ihr Töchterlein sie begleiten dürfte. Udo
war diese Bedingung eingegangen und mit sei-
ner Gemahlin und ihrem Schooßkinde glücklich
in Maynz angekommen.

Der Tag der Ankunft des Markgrafen
von Soltwedel war der nämliche, an welchem sich
Ludwig des Bärtigen Krankheit begann, und auch
für ihn war er ein Tag des Schreckens. Seine
geliebte Oda erkrankte. Ihre Krankheit war
zwar nicht gefährlich, hätte dies aber doch durch die
Fortsetzung der Reise werden können; und ihrer
Genesung in Maynz zu harren, schien dem länder-
süchtigen Markgrafen zu bedenklich, weil er Land
und Leute so innig liebte, als seine Gemahlin.
Er beschloß also, seine Reise fortzusetzen, und
Oda dem Schutze und der Sorgfalt eines Freun-
des in Maynz anzuvertrauen.

Seine Wahl fiel auf den Abt von Fulda, weil er der einzige Mann in Maynz war, welchen Udo genug kannte, um ihm ein so theures Kleinod, als seine Oda ihm war, zur sichern Aufbewahrung zu übergeben. Siegfried versprach für die Markgräfin so zärtlich zu sorgen, daß ihr Gemahl ihn des Zutrauens, welches er ihm schenkte, nicht unwürdig finden würde; und mit dem heissen Wunsche: daß sie bald genesen möchte; und dem Versprechen: nicht lange an dem Hofe der Kayserin zu verweilen; verließ Udo seine Gemahlin.

Unmittelbar nach der Abreise des Markgrafen, wurde Oda in die Wohnung des Abtes zu Fulda gebracht. Zur Zeit ihrer Ankunft war Ludwig schon zu seinem Vater gegangen, bey welchem er den größten Theil seiner Zeit verlebte. Nicht wenig wunderte er sich daher, als am Abend bey seiner Rückkehr ein Diener ihm die Nachricht brachte: daß in seiner Abwesenheit eine schöne Dame mit ihrer reizenden Tochter bey dem Abte angekommen wäre.

Der Diener nannte den Namen der Fremden nicht; und Ludwig war über die unerwartete Botschaft zu sehr erfreut, um nach ihm zu fragen. Auch schien ihm dies unnöthig, weil es ihm nicht einfiel, daß andre Damen als Il-

degerd und Bertha den Abt zu Fulda heimsu-
chen konnten.

Nur an diese dachte er. Berthas Bild
mit allen seinen Reitzen schwebte seiner Einbil-
dungskraft vorüber, und beraubte ihn jedes an-
dern Gedankens. Feuriger und stürmender als
je waren die Empfindungen, welche Bertha in
ihm aufregte. Sie trieben ihn an, keinen Au-
genblick zu verlieren, um die so lang Entrisse-
ne wieder zu sehn. Er ließ sich von dem Die-
ner das Zimmer der Fremden zeigen; der Drang
seines Herzens ließ ihm die Regeln der Wohl-
anständigkeit vergessen; stürmend öffnete er die
Thür; sahe weder die Markgräfin von Soltwe-
del im Bette, noch seinen Lehrer an der Seite
desselben sitzen; sondern nur das reitzende Mäd-
chen, das sein Wahn für die geliebte Bertha
hielt.

Bertha, süsse, theure Bertha, endlich hab'
ich dich wieder — stürzte er der staunenden
Adelheid entgegen, und schloß sie feurig in seine
Arme.

Erschrocken über die Unbescheidenheit eines
Jünglings, den sie noch nie sahen, schrieen Adel-
heid und ihre Mutter laut auf, indessen die
Mienen des Abts Unwillen ausdrückten, welcher
aber doch das Lächeln nicht ganz verhindern

konn-

konnte, das ihm Ludwigs Irrthum abnöthigte. Adelheid entwand sich Ludwigs Armen, der in dem nämlichen Augenblicke durch einen ziemlich unsanften Händedruck erinnert wurde, daß aus- ser der eingebildeten Bertha noch mehrere Per- sonen im Zimmer waren. Er blickte um sich, woher dieser Druck kam, und sahe seinen Lehrer vor sich stehen.

Du irrst, mein Sohn — sprach Siegfried zu dem erwachenden Jünglinge — Es ist nicht die Gespielin deiner Kinderjahre, welche du vor dir siehest.

Verlegen stand Ludwig da, ohne zu wissen, ob er seinem Lehrer glauben sollte oder nicht, und ohne sogleich einen Entschluß fassen zu kön- nen, wie er in dem erstern Falle sein Versehen verbessern sollte.

Siegfried bemerkte seine Verlegenheit, und war gütig genug, ihn aus derselben zu reissen.

Verzeiht, edle Damen — wendete er sich zu der Markgräfin und ihrer Tochter — daß mein Zögling den Aufregungen der Freundschaft gemäß handelte, ohne vorher zu forschen, ob er auch wirklich die Person sähe, welche er zu se- hen vermuthete. Mein Zögling hatte ohne Zweifel gehört, daß zwey Damen sich bey mir befänden, und glaubte eine meiner nächsten Ver-

wandten mit ihrer Tochter zu finden. Die letztere war die Gespielin seiner Kinderjahre, und die geschwisterliche Liebe, welche sie gegenseitig fühlten, entschuldigt einigermassen die Art des Eintritts meines Zöglings in euer Zimmer. Jetzt erlaubt mir, euch in ihm den ältesten Sohn des Landgrafen von Thüringen vorzustellen.

Siegfried führte nun unsern Ludwig zu der Markgräfin, welche seine Entschuldigung mit einem unwillkührlichen Lächeln, das sie nicht unterdrücken konnte, anhörte.

Darf ich eure Verzeihung hoffen, reizendes Fräulein? — wendete Ludwig sich von der Markgräfin zu ihrer Tochter.

Ihr irrtet, Herr Graf! und Irrthümer muß man willig verzeihen — antwortete Adelheid mit Purpurröthe, die sittige Schaam über Ludwigs Umarmung über ihre Wangen zog.

Ludwig erfuhr nun von dem Abte zu Fulda, wer die beyden Damen waren. Er blieb bey ihnen, bis Siegfried sie verließ, und erwarb sich durch eine kurze Unterhaltung den Beyfall der Markgräfin in so hohem Grade, daß sie ihn bey seinem Abschiede einladete: morgen die Markgräfin von Soltwedel zu besuchen, da heut sein Besuch nicht ihr gegolten hatte.

Erfreuet hierüber, begleitete Ludwig seinen Lehrer auf sein Zimmer, doch war seine Seele

bey den Verlassenen zurückgeblieben, so daß er die Ermahnungen, welche ihm Siegfried gab, nicht hörte. Ernstlich erinnerte ihn dieser, daß er nicht nur unüberlegt gehandelt, sondern auch die Vorschriften des Wohlstandes vergessen hätte.

Daß du als Kind — sagte er unter andern — Bertha umarmtest, entschuldigte euer Alter; dem Jünglinge aber und dem mannbaren Mädchen ziemt nicht, was man Kindern verzeiht.

Er wollte noch mehr hinzu setzen, als er bemerkte, daß Ludwig ihn nicht hörte, und daher seine väterlichen Ermahnungen für gelegenere Zeit zu versparen beschloß.

Ludwig verließ seinen Lehrer bald, um sich in sein Gemach zu begeben, wo er sein Abentheuer belachte, doch auch zugleich sich desselben freute, weil er dadurch den Anfang einer reizenden Bekanntschaft gemacht hatte. Das Bild der schönen Adelheid schwebte vor Ludwigs Augen. Er war in ihr Anschauen versenkt, und sahe ringsumher nichts, als dies reizende Bild.

Adelheid hatte das eilfte Jahr noch nicht erreicht, aber ihr langer majestätischer Wuchs und die vollendete Ausbildung ihres schönen Körpers gaben ihr das Ansehen eines reifern Mädchens.

Es hat unserm Vorarbeiter nicht gefallen, eine genaue Schilderung von Adelheids Reizen zu machen, doch erweckt die Versicherung, die er späterhin giebt, die vortheilhafteste Meynung davon.

„Hätten die blinden Heiden des alten Roms — sagt unser Autor von der Gräfin Adelheid, da er in ihrem neunzehnten Jahre von ihr spricht — die holdselige Adelheid von Stade gesehen, sie hätten sich dünken lassen, ihre Abgöttin Venus zu erblicken.“

Ob Adelheid in ihrem eilften Jahre auch schon ein Konterfey der Venus war, können wir unsern Lesern nicht berichten, doch vermuthen wir sie mit Wahrscheinlichkeit auch damals schon als eine seltne Schönheit. Eine Vermuthung, welche der Eindruck bestätigt, den sie auf unsern Ludwig gemacht hatte. Bey dem Kusse der reizenden Adelheid hatten ihn Empfindungen durchbebt, welche durch alle Küsse, die ihm sonst Bertha gab, nicht in ihm aufgeregt worden waren.

Adelheids Schönheit bewirkte freylich wohl diesen Zauber nicht allein, sondern wir glauben ganz gern, daß das Alter, in welchem sich Ludwig jetzt befand, nicht weniger dazu beytrug, aber doch machte die Vergleichung, welche Ludwig zwischen seinen Empfindungen bey Berthas und bey Adelheidens Kusse anstellte, daß er, ob-

ne sich selbst erklären zu können, warum der letztern vor der erstern den Vorzug gab.

Er rechtete deshalb mit sich selbst, aber die aufgeregten wohlthätigen Empfiudnngen waren zu lebhaft in ihm, um seine Rüge vollenden zu können. Ganz erfüllten sie ihn, liessen ihn lange des Schlafs vergessen, und als dieser endlich seine Rechte über den Körper behauptete, schienen sie seine Seele nur noch lebhafter zu fesseln. Noch nie hatte Ludwig so angenehm geträumt, als heut. Träume, die ihn mit Entzücken erfüllten, umgaukelten ihn, und alle zauberten ihn Adelheids Bild vor.

Die in der Nacht sein Traumbild war, wurde nach dem Erwachen sein erster Gedanke. Voll desselben vergaß er der Zeit, wo er sonst gewöhnlich zu seinem Vater ging; und längst schon war sie verflossen, als er sich erst des kranken Vaters erinnerte. Er gieng mit sich selbst zu Rathe, ob er nicht, ehe er Siegfrieds Wohnung verliesse, die Erlaubniß der Markgräfin von Soltwedel benutzen sollte; und nur die Besorgniß: daß seinem Vater sein langes Verweilen auffallen, und er nach der Ursache desselben forschen würde; konnte ihn zurückhalten, der Auffoderung seines Herzens gemäß zu handeln. Er ging also, doch begleitete ihn der Wunsch: sich jetzt bey der schönen Adelheid zu befinden; auf seinem Wege.

Auch an dem Krankenlager seines Vaters verließ er ihn nicht. Aeußerungen von Abwesenheit des Geistes zeigten seine Fortdauer. Der Landgraf von Thüringen ahndete von der Geistesabwesenheit seines Sohnes die wahre Ursache nicht. Er glaubte blos, daß Ludwigs lebhafter Geist, seinem Lager zur Seite, nicht Beschäftigung genug fände, und daher ausserhalb des Zimmers umher schweifte. Weit entfernt deshalb, mit ihm unzufrieden zu seyn, entriß er ihn einer Lage, welche er zwangvoll für ihn glaubte.

So lange mich Krankheit in meinem Gemache zurückhält — sprach der Landgraf von Thüringen zu seinem Sohne — entbinde ich dich der Erfüllung des Versprechens: des Tages größten Theil an meiner Seite hinzubringen. Ich begehre nicht, daß du dich mit mir einkerkern, noch daß du, feuriger Jüngling, zum Krankenwärter dich abkälten sollst. Zufrieden bin ich, wenn du mir des Tages nur einige Stunden schenkst.

Nichts hätte unserm Ludwig mehr Freude machen können, als diese Worte seines Vaters. Er hatte Mühe, ihre Aeusserungen nicht laut werden zu lassen, Mühe, noch einige Zeit bey seinem Vater zu verweilen, weil etwas, für das er keinen

Namen wußte, ihn mit Allgewalt zu Adelheiden hinzog. Zu ihr flog er von seinem Vater.

Adelheid hatte indessen an dem Bette ihrer Mutter nicht weniger Langeweile gehabt, als Ludwig an seines Vaters Lager. Wie Ludwig sich sehnte: bey Adelheid zu seyn; so wünschte ihn diese zu sich, und Ludwig würde aus dem sanften Roth, welches bey seinem Eintritte in das Zimmer ihrer Mutter Adelheidens Wangen überflog, für sich mancherley Vortheilhaftes gefolgert haben, wenn er mit der Liebe und ihren Aeusserungen mehr bekannt gewesen wäre.

Adelheid winkte Ludwigen entgegen, still zu seyn, und nahte sich ihm leisen Trittes, um ihm zu sagen, daß ihre Mutter schliefe. Ludwig wollte sich wieder entfernen, wovon ihn aber Adelheid zurückhielt.

O nein, Herr Graf — sprach sie zu ihm — macht meiner Mutter und mir das Vergnügen, hier zu bleiben. Meine Mutter wird sich freuen, wenn sie bey ihrem Erwachen euch erblickt.

Ludwig nahm Adelheidens Einladung um so freudiger an, da es seinen Wünschen ganz entgegen gewesen wäre, wieder zu gehen. Die schöne Gräfin ergriff seine Hand, und führte ihn, um ihre Mutter nicht in ihrem Schlafe zu stören, an einen Ort des Zimmers, der von

dem Bette ihrer Mutter der entlegenste war. Unbemerkt von den Frauen der Markgräfin begann hier Adelheid mit ihrem Gesellschafter ein leises Gespräch, wodurch wahrscheinlich die Leidenschaft, welche in beyder Herzen aufgeflammt war, nicht gelöscht wurde.

Ihr suchtet gestern — sprach Adelheid — in diesem Zimmer eine Freundin, wie innig würde es mich freuen, wenn ihr in mir eine zweyte gefunden zu haben glaubtet.

Daß ich mir dies schmeicheln dürfte — antwortete Ludwig, und drückte die liebe Hand, welche ihn zu dem Sessel geführt hatte, wo er sich jetzt so wohl befand, und die er noch immer in der seinigen hielt, an seine Lippen, um sie mit feurigen Küssen zu bedecken.

Nehmt indessen — erwiederte Adelheid — die ungeheuchelte Versicherung meiner Freundschaft. Glücklich wäre ich, wenn die Zukunft mir Gelegenheit zeigte, euch auch Beweise derselben zu geben.

Darf ich einen zu fodern wagen — fragte Ludwig, mit einem Blicke, der schon verrieth, welche Foderung er machen wollte.

Fodert — entgegnete Adelheid — alles, was meine Kräfte vermögen, wird euch werden.

Hätte ich — wovon ich jetzt das Gegentheil nicht mehr beklage, da die reitzende Adel-

heid mir den Verlust zwiefältig zu ersetzen verspricht — erwiederte Ludwig — hätte ich gestern die Freundin meiner Kinderjahre wieder gefunden: so würde mir ein Kuß von ihr der redendste Beweis ihrer unvergänglichen Freundschaft gewesen seyn. Einen Kuß — hadert mit der Natur, Fräulein, daß sie euch so zauberisch schuf, wenn ihr meine Bitte gewagt findet — einen Kuß zum Siegel eurer Freundschaft; und es bedarf weiter keiner Beweise derselben.

Er sprachs, schlang seinen Arm um den schlanken Leib des schönen Mädchens, drückte einen Feuerkuß auf die Rosenlippen, welche zum Kusse zu winken schienen, und Adelheid erwiederte ihn. Ob aus eigenem Drange, oder ob zur Erfüllung von Ludwigs Bitte, wissen wir nicht.

Die Unvorsichtigkeit einer Dienerin der Markgräfin, welche ein Arzneiglas mit großem Geräusche zerbrach, weckte die Markgräfin aus ihrem Schlummer, und das Pärchen im verborgenen aus seinem Taumel. Erschrocken verliessen Adelheid und Ludwig ihren Sitz. Auch die Markgräfin fuhr von ihrem Lager auf.

Ihr hier, Herr Graf — rief sie Ludwigen zu, sobald sie ihn bemerkte.

Verzeiht, gnädige Frau — wollte Ludwig eine Entschuldigung beginnen.

Der Graf wollte wieder gehen — unterbrach ihn Adelheid — als er euch schlafend fand, ich hielt ihn aber mit meinen Bitten zurück, weil ich wußte, daß seine Gegenwart euch angenehm überraschen würde, wenn ihr erwachtet. Still erwarteten wir das Ende eures Schlummers, der durch uns gewiß nicht gestört worden wäre. Wie befindet sich meine theureste Mutter jetzt?

So wohl — antwortete die Markgräfin — daß ich meine Genesung nahe glaube. Der Schlaf hat mich vortreflich gestärkt und erheitert.

Ludwig und Adelheid äusserten der Markgräfin ihre Freude über die wohlthätige Wirkung ihres Schlummers, und bedauerten, vielleicht aus Eigennutz, daß er zu früh unterbrochen worden war.

Die gute Meynung, welche Ludwig schon gestern der Markgräfin von sich eingeflößt hatte, wurde heut noch vermehrt. Sie fand an seiner Unterhaltung so vielen Geschmack, daß ihr zwey Stunden, welche er bey ihr zubrachte, nur die Dauer einiger Minuten zu haben schienen. Ludwigen verstrichen sie nicht minder schnell, und er würde vielleicht noch nicht gegangen seyn, wenn nicht Siegfried, der indessen

auch in das Zimmer gekommen war, ihn durch seinen Abschied daran erinnert hätte, denn die kurze Zeit, welche sich Siegfried in dem Gemache der Markgräfin befand, wurde für seinen Zögling dadurch angenehmer, daß er sich ungestörter mit Adelheiden unterhalten konnte, indeß ihre Mutter mit dem Abte sprach.

Nicht lange sah sich Ludwig in dem Zimmer seines Lehrers mit diesem allein, als Siegfried die Ermahnungen wiederholte, und weiter ausführte, für welche Ludwig gestern kein Ohr hatte. Auch heut hörte er sie nur halb, und was er davon vernahm, war seinem Ohr der gellendste Mißton, da die Empfindungen, welche ihn erfüllten, denen, welche Siegfried hervor zu bringen strebte, so ganz entgegen gesetzt waren. Der Schluß von Siegfrieds Ermahnungen fand am wenigsten Beyfall, so liebevoll auch der Ton war, in welchem er mit ihm sprach.

Siegfried machte Wachsamkeit über sein Herz seinem Zöglinge zur heiligsten Pflicht und zum letzten Gegenstande seiner Ermahnung, da ihm der Eindruck, welchen Adelheid auf den Jüngling gemacht hatte, nicht verborgen geblieben war. Siegfrieds Ermahnungen kamen zu spät. Ludwigs Herz war nicht mehr sein. Die reizende Adelheid befand sich schon in dem Besitze desselben, und Ludwig war unzufrieden mit

seinem Lehrer, daß er eine Leidenschaft tadelte, welche ihn so glücklich machte. Zwar tadelte Siegfried diese Leidenschaft nicht selbst, aber mißfällig war es ihm, daß Ludwig ihr jetzt schon in seinem Herzen Raum gab.

Folge meinem väterlichen Rathe, mein Ludwig — sprach der Abt zu Fulda — und bilde dich erst zum Manne aus, ehe du dein Herz der Liebe öffnest. Kaum am Ende der Jahre der Kindheit schon Gatte und Vater werden zu wollen, ist Unrecht; und lange um ein Mädchen buhlen, ist Thorheit. Lodert Liebe in seinem Herzen auf: so vergeudet der Jüngling die edle Zeit, die er dazu anwenden sollte, sich zu vervollkommnen, mit Liebeleien, die zwar den Irrenden vergnügen, ihn aber verhindern, ein weiser und vollendeter Mann zu werden.

Ob der Abt zu Fulda von früher Liebe richtig urtheilte, überlassen wir unsern Lesern zur Entscheidung, uns liegt nur ob zu melden, daß seine Worte keinen Eingang in Ludwigs Herz fanden. Die Empfindungen, welche darinnen entstanden waren, durchbebten es zu angenehm, als daß Ludwig nur einen Versuch hätte machen sollen, sie wieder zu verdrängen.

Zu weitläufig würden wir werden, wenn wir den Gang der Leidenschaft unseres Helden immer verfolgen, oder ihn zu jedem Besuche

bey Adelheiden und ihrer Mutter begleiten wollten. Daß jeder derselben seiner Leidenschaft neue Nahrung gab, sey alles was wir davon sagen.

Siebentes Kapitel.

Sorglos trifft die Liebenden ein Ungewitter.

Ludwig der Bärtige und die Markgräfin von Soltwedel hatten nur das mit einander gemein, daß sie an einem Tage erkrankten; sehr verschieden aber waren die Folgen ihrer Krankheit. Ludwig verschlimmerte sich mit jedem Tage, da Oda hingegen am vierten Tage wieder genas. Sie bereuete nun, daß sie ihrem Gemahle das Versprechen gegeben hatte: in Maynz seiner zu harren; ihre zärtliche Sehnsucht wünschte ihm nachfolgen zu dürfen. Sie klagte über den bleyernen Gang der Zeit, der ihr jetzt langsamer dünkte, als da Krankheit sie auf ihr Lager fesselte, weil sie sich nun einzig mit dem Gedanken an den abwesenden Gemahl beschäftigte.

Siegfried widmete ihr jetzt weniger Zeit als zuvor, weil die wachsende Krankheit des

Landgrafen von Thüringen ihn mehr an das Lager dieses Freundes hinzog. Ein treuerer Gefärthe der Markgräfin von Coltwedel war unser Ludwig, der einzige, der ausser den Landgrafen von Thüringen selbst, die Krankheit desselben für nicht gefährlich hielt; vielleicht blos deshalb, um für sich eine Entschuldigung zu finden, daß er der Markgräfin einen größern Theil der Zeit opferte, als dem kranken Vater. Mit Bewilligung des letztern brachte er jener dies Opfer, doch freylich ihr nur vorgeblich. Er opferte sich selbst und der geliebten Adelheid.

Die Markgräfin liebte Gesang und Saitenspiel, eine Liebhaberey, welche Ludwigen neue Gelegenheit gab, sich die Gunst der Markgräfin noch mehr zu erwerben. Ludwigs Harfe war das beste Mittel, Langeweile von der einsamen Oda zu bannen, und Ludwig gab ihr das Heilmittel gern, weil der Gebrauch desselben auch ihm entzückendes Vergnügen gewährte. Daß die Markgräfin seine Harfe mit ihrer Zitter begleitete, reizte nur sein Ohr; sein ganzes Wesen aber entzückte Adelheidens Gesang. Lieblicher als Harfenspiel, reizender noch als Sphärenlied tönte dem liebenden Jünglinge Adelheidens silberne Stimme.

Die gleichartigen Gefühle, welche in Adelheidens und Ludwigs Busen lebten, blieben der

Markgräfin nicht verborgen; unbekannt hingegen waren sie dem Landgrafen von Thüringen. Daß sein Sohn sich öfters bey der Markgräfin befand, daß er sie mit seinem Saitenspiel aufheiterte, wußte er, mit Dank erfülltem Herzen hatte es ihm Oda selbst erzählt, und von ihm, für seinen Sohn, Erlaubniß zur Fortsetzung seiner erheiternden Besuche erhalten; daß aber etwas mehr als Gefälligkeit seinen Sohn zu der Markgräfin hinzog, wußte er nicht. Nur diese hielt er für die Ursache von Ludwigs öftern Besuchen.

Gefälligkeit gegen die Damen war eine der ersten Ritterpflichten, und keinem Volke heiliger, als dem französischen, welchem Ludwig der Bärtige seinen Ursprung dankte. Dieser Pflicht so treu, als irgend einer seines Volkes, hatte er die Bitte der Markgräfin: ihr die Gesellschaft seines Sohnes oft zu gönnen; gern und ungesäumt erfüllt, ob er gleich — wir wissen nicht aus welchem Grunde — kein Freund ihres Gemahls war.

Dies war der Grund, warum Siegfried dem Landgrafen die Entdeckung, daß sein Sohn Udos Tochter liebte, nicht mittheilte, denn ob er schon mit dieser Liebe nicht ganz zufrieden war, so wollte er sie doch nicht zerstören, weil er die schwiegerliche Verbindung mit dem mäch-

tigen Markgrafen von Soltwedel dem politischen Besten seines Zöglings sehr vortheilhaft fand. Er wünschte sie, wünschte aber auch zugleich, daß Ludwigs Herz noch einige Jahre lang frey von Liebe geblieben seyn möchte; und aus Rücksicht auf die Erfüllung des erstern Wunsches verbarg er dem Landgrafen die Leidenschaft seines Sohnes, damit durch ihn nicht vielleicht jene verhindert würde. Siegfried glaubte genug gethan zu haben, wenn er den Landgrafen fragte, ob er seinem Sohne schon eine Gattin erkohren hätte, und er schwieg von der eignen Wahl desselben, da er auf seine Frage, **Nein**, zur Antwort erhielt.

Zufrieden in jeder Rücksicht war hingegen die Markgräfin mit den gleichstimmenden Empfindungen, welcher sie Adelheidens und Ludwigs Herz voll sah. Warum hätte sie auch nicht ihrer Tochter ein Glück wünschen sollen, das sie an der Seite eines Jünglings, der ihren Beyfall so ganz besaß, ihr blühen sah. Die Ungewißheit, ob ihr Gemahl mit ihr gleicher Meynung seyn würde, machte ihr allein Unruhe, und war die Ursache, warum sie den Liebenden den Beyfall, welchen sie ihrer Liebe gab, nicht deutlich äusserte.

Gleich

Gleich fröhlich verschwanden unserm Ludwig die Tage bis zu dem, an welchem mit der Nachricht von dem nahen Tode seines Vaters sein Herz mit Trauer erfüllt wurde. Adelheid war nun nicht mehr sein einziger Gedanke, Liebe nicht mehr die ausfüllende Empfindung seines Herzens. Neben Adelheidens schwebte Ludwigs Bild, und Schmerz über den unvermeidlichen Verlust des theuren Vaters verdrängte die Liebe auf einige Zeit. Ludwig wäre jetzt vielleicht nicht von dem Lager seines Vaters gewichen, wenn nicht er selbst ihn öfters darum beschworen hätte.

Gehe zu der Markgräfin von Soltwedel, mein Sohn — sprach der Kranke bisweilen zu ihm — und bitte sie, daß sie den Schmerz von dir zu scheuchen sucht, wie du von ihr Langeweile und Mißmuth bannetest.

Ununterbrochen hatte schon Ludwig zwey Tage und eine Nacht an seines Vaters Lager gejammert, und oft hatte dieser schon jene Auffoderung an ihn gethan, ehe der kummervolle Sohn ihm gemäß zu handeln, sich entschliessen konnte. Jetzt ging er zur Markgräfin, aber unberührt blieb die Harfe; und sein Herz von den zauberischen Reizen Adelheidens eindrucksleer. Vor ihr die Klagen auszuschütten, wel-

cher sein Herz voll war — dies war seine einzige Beschäftigung.

Gemeinschaftlich bemüheten sich die Markgräfin und ihre Tochter, den Gram ihres Lieblings zu mildern, und freueten sich der schönen Belohnung ihrer Mühe, da sie diese nicht ganz ohne Erfolg sahen. Einigermassen getröstet und ruhiger schied er von ihnen.

So weinte Ludwig öfters an dem Siechbette seines Vaters und öfters suchte er bey Adelheiden Trost für seinen Schmerz. Nie suchte er ihn vergebens, ob er ihn gleich nur mittelbar fand, denn die liebe Zauberin verminderte den Schmerz selbst nicht; sie verdrängte ihn nur durch Aufregungen mächtigerer Gefühle; und der tadelte die Natur selbst, welcher unsern Ludwig tadelte, daß Geschlechtsliebe grössere Macht über ihn hatte als kindliche Liebe.

Was unsere Leser hoffentlich nicht thun werden, that Ludwigs Mutter. Unzufrieden war sie mit ihrem Sohne, daß er seinem Vater nicht so reiche Ströme von Thränen vergoß, als sie und ihr Schooßkind, Beringer. Ihr den Grund von dieser ihr unerklärbaren Erscheinung zu entdecken, fand Siegfried nicht rathsam, doch versuchte er, seinen Zögling zu entschuldigen. Er gab die lange Trennung, in welcher Ludwig von seinem Vater gelebt hatte, als die Ursache an,

warum sein Schmerz sich weniger lebhaft äusserte. Auch nannte er, was Cecilie für Mangel an Zärtlichkeit erklärte, männliche Standhaftigkeit; bey aller Mühe aber konnte er seinen Zögling bey seiner Mutter nicht völlig entschuldigen.

Nach der Abreise seiner Mutter von Maynz genoß Ludwig beynahe ununterbrochen der Gesellschaft der Markgräfin von Soltwedel und ihrer Tochter. Beyder gemeinschaftliches Bestreben, den Traurenden aufzuheitern, war von so glücklichem Erfolge, daß Cecilie, wenn sie jetzt ihren Sohn gesehen hätte, noch unzufriedner mit ihm gewesem seyn würde, als sie es vorher schon war.

Oda und Adelheid liessen nichts unbenutzt, was die Erreichung ihrer Absicht beschleunigen konnte. Gleich emsig arbeiteten sie nach diesem Zwecke hin, doch bewirkte freylich Adelheid weit mehr als ihre Mutter. Ihre fröhliche Laune scherzte Ludwigs Traurigkeit hinweg, und was jene nicht vermochte, bewirkte die holde Zauberin bisweilen durch einen Kuß. Ein Verbannungsmittel, das so süß war, daß Ludwig sich öfters stellte, traurig zu seyn, wenn er es gleich nicht war, damit nur Adelheid jenes reizende Mittel anwenden möchte.

Mit Pfeilschnelle schwanden so dem liebenden Jünglinge im Wonnegenusse sechs Tage dahin, als endlich die Markgräfin ihr Sehnen nach dem lange verweilenden Gemahle erfüllt sahe. Namenlose Freude brachte ihr seine Rückkehr, bald aber verminderte sie sich, und für unsere Liebenden wurde Udos Ankunft eine Quelle banger Leiden. Er war es, der ihr gegenwärtiges Glück störte, und die schönen Bilder zertrümmerte, welche sich ihre Einbildungskraft von dem Glücke der Zukunft geschaffen hatte.

Oda säumte nicht, ihrem Gemahle freudig zu verkündigen, daß der junge Graf von Thüringen, ein Jüngling ohne Tadel — wie ihn ihre Gefälligkeit nannte — und ein Besitzer beträchtlicher Länder, ihre Adelheid liebte; aber die Runzeln, welche sich auf der Stirn ihres Gemahls zogen, sobald er diese Neuigkeit vernahm, vernichteten Odas Freude plötzlich.

Wußte meine Gemahlin nicht — fragte Udo im Tone des Vorwurfs — daß dieses Ludwigs Vater mein Feind ist?

Ich wußte es — rechtfertigte sich Oda — glaubte aber, daß Gerechtigkeitsliebe meinem Gemahle nicht verstatten würde, für das, was der Vater verschuldete, den schuldlosen Sohn büssen zu lassen. Sollte ich mich getäuscht haben?

Beantworte dir diese Frage selbst — erwiederte Udo — die meinige hatte keine andere Absicht, als dich zu erinnern, daß du weislich gehandelt haben würdest, wenn du vorher meine Gesinnungen erforscht hättest, ehe du eine Liebe nährtest, die in meiner Abwesenheit aufkeimte. Daß du das letztere thatest, bezeigt die Freude, mit welcher du mir ihre Entstehung kund machtest.

Könnte ich gefehlt haben — fragte Oda — daß ich meiner Adelheid Glück bereiten wollte?

Wenigstens fehltest du in der Anwendung der Mittel zur Erreichung deiner Absicht — gab Udo zur Antwort — fehltest daß du selbst in dem Herzen deiner Tochter eine Leidenschaft nährtest, von welcher du nicht wußtest, ob sie befriedigt werden könnte.

Und warum sollte sie nicht befriedigt werden können? — fragte Oda.

Weil Adelheid schon das Eigenthum eines andern ist — entgegnete Udo — an dem Hofe der Kayserin traf ich den Pfalzgrafen von Sachsen, Friedrich den Zweyten. Seinem Sohn verlobte ich meine Tochter, und nichts kann mich vermögen, mein Wort zu brechen.

Nichts — seufzte Oda.

Nichts — rief Udo ernst, mit furchtbarer Stimme — keine Bitten, keine Thränen, mit denen ihr Weiber öfters uns verführt. Heilig muß dem Manne sein Wort seyn! Nichts darf es erschüttern!

Muß aber dem Vater das Glück seiner Tochter nicht noch heiliger seyn — weinte Oda.

Ich habe Adelheidens Glück gegründet — sprach Udo — der junge Pfalzgraf Friedrich ist ein Jüngling, des guten Mädchens werth. Schmerzen wird es Adelheid vielleicht, daß sie eine Leidenschaft besiegen soll, die ihr unverwahrtes Herz einnahm, aber schwer wird ihr dieser Sieg nicht werden. Adelheid ist noch zu jung, noch zu sehr im Besitze des glücklichen Leichtsinns, welcher der Jugend eigen ist, als daß der Eindruck, den ihr Herz empfing, nicht ohne Mühe sollte verwischt werden können. Laß mich allein sorgen, gutes Weib, verbirg deiner Tochter, was wir eben sprachen, und sey versichert, daß Schonung gegen sie meine Wahl der Mittel zur Heilung ihrer Leidenschaft leiten wird.

Diese Versicherung ihres Gemals konnte die zärtliche Mutter nicht ganz beruhigen, doch handelte sie wenigstens seinem Willen gemäß, und verbarg ihrer Tochter, was ihr bevor stand.

Von seiner Gemahlin ging Udo zu dem Abte zu Fulda, mit diesem Freunde Raths zu pflegen. Siegfried war über die Abneigung des Markgrafen, wider die Vermählung einer Tochter mit Ludwigen, deren Ursache er ihm nicht sogleich entdeckte, nicht weniger erstaunt als Oda, doch unterschied er sich dadurch von ihr, daß er, sobald sich der Markgraf deutlich gegen ihn erklärte, sogleich seiner Meynung beystimmte. Udo machte dem Abte einen freundschaftlichen Vorwurf, daß er nicht sorgfältiger über seinen Zögling gewacht hätte, welchen aber der Abt durch die Entschuldigung abzulehnen suchte: daß es unmöglich wäre, Herzen vor dem Eindringen der Liebe zu bewahren. Uebrigens versprach er dem Markgrafen, zur Verbesserung des Versehenen mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.

Beyde giengen nun zu Rathe, was Klugheit zu thun beföhle; und schleunige Trennung der Liebenden wurde von beyden beschlossen. Udo blieb dem Versprechen: schonend mit Adelheid zu verfahren; welches er seiner Gemahlin gegeben hatte, getreu. Er machte die Ausführung seiner Erfüllung zum Gegenstande der Berathschlagung mit dem Abte, die sich bald zu Udos Zufriedenheit endigte.

Beyde hofften, die jungen Liebenden von ihrer Leidenschaft zu heilen, doch schien dies

Geschäft dem Abte bey Ludwigen schwerer als bey Adelheiden. So übereinstimmend als hier, waren sie es auch darin, daß man die Liebenden zu trennen suchen müßte, ohne daß sie es ahndeten, weil die erschütternde Nachricht, welche man ihnen geben mußte, minder schmerzhaft für sie seyn würde, wenn sie sie dann erst erhielten, wenn sie schon von einander entfernt wären.

Udo und Siegfried dachten daher über die Mittel nach, wie eine solche ahndungslose Trennung zu bewirken wäre. Siegfried hatte einen Gedanken, welcher sogleich Udos Beyfall erhielt. Seine Ausführung wurde beschlossen, und Oda davon benachrichtiget, damit sie nicht zur Verrätherin würde. Oda versprach, durch nichts zu verrathen, was Adelheiden und ihrem Geliebten noch ein Geheimniß bleiben mußte, und sie hielt ihr Versprechen, so schwer es ihr auch wurde.

Wie vor Udos Zurückkunft, war Ludwig auch heut Adelheidens steter Gesellschafter. Udo begegnete ihm mit ausgezeichneter Achtung, wodurch aus Ludwigs Busen jeder Gedanke verbannt wurde, daß der heutige Tag vielleicht der letzte der glücklichen seyn könnte, deren Reihe er bisher genossen hatte. Der Abend nahte sich bereits, als Siegfried, der eine Zeitlang ab-

wesend gewesen war, wieder in das Zimmer trat.

Beklagt mich, Herr Markgraf — wendete er sich zu Udo, daß meine Hoffnung: noch einige frohe Tage in eurer Gesellschaft zu verleben; mit einem male vernichtet worden ist. Eine Botschaft, die ich eben jetzt aus Fulda erhielt, befiehlt mir und meinem Grafen schleunige Rückkehr. Morgen schon muß ich Maynz verlassen.

Ich würde meinen theuren Freund begleiten — antwortete Udo — wenn ich mich nicht noch einen oder zwey Tage in Maynz aufhalten müßte; dann aber folge ich euch nach, um in Fulda an eurer Seite das Glück wahrer Freundschaft eine Zeit lang ungestört zu genießen. Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich euch mit Weib und Kind heimsuchen darf?

Versprecht ihr mir dies — erwiederte Siegfried — so scheide ich morgen gern. Aber, Herr Markgraf, ein Mann hält sein Wort!

Nehmt meine Hand zum Siegel des Versprechens, daß ich in drey Tagen mit Weib und Kind bey euch in Fulda sey — reichte der Markgraf dem Abte seine Rechte dar.

So lebt wohl, bis dahin — umarmte Siegfried den Markgrafen — die nöthigen

Vorbereitungen zur Reise auf morgen gebieten mir, eilend von euch zu scheiden.

Gebieten sie es auch mir? — lispelte Ludwig dem Abte ins Ohr.

Auch dir, mein Sohn — gab Siegfried zur Antwort — worauf er auch von der Markgräfin und ihrer Tochter auf baldiges frohes Wiedersehen, Abschied nahm. Ludwig that das nämliche, unwillig zwar über die unerwartete Trennung von Adelheiden, getröstet aber auch zugleich durch die zuversichtliche Hoffnung; nach einigen Tagen sich des Glückes ihrer Gegenwart wieder freuen zu können.

Sobald er mit dem Abte in sein Gemach getreten war, fragte er nach der schnellen Abreise nach Fulda, erhielt aber keine befriedigende Antwort; denn der Abt sagte ihm weiter nichts, als daß er diese Ursache in Fulda erfahren würde. Ludwigs wiederholte Bitten blieben unerfüllt. Er bemühte sich, selbst zu ergrübeln, was Siegfried ihm verbarg, aber diese Bemühungen waren eben so vergebens, als die vorhergegangenen Bitten. Ludwig ergrübelte nichts. Auch zog ihn der Gedanke an Adelheid bald von seinem Nachdenken ab.

Achtes Kapitel.

Ludwig geht wieder nach Maynz.

Sonder Abentheuer und Gefährde kamen Siegfried und Ludwig glücklich in Fulda an. Das erste Wort des letztern war Wiederholung der Frage, auf welche ihm Siegfried in Maynz keine deutliche Antwort gegeben hatte. Er blieb sie seinem Zöglinge auch jetzt noch schuldig, doch versprach er ihm, daß er morgen alles erfahren sollte. Gepeinigt von Neugierde wünschte Ludwig den andern Tag herbey, für ihn mit Schneckengange erschien er endlich, schnell aber eilte nun Ludwig zu dem Abte. Dringend fragte er ihn noch einmal, erfuhr aber auch jetzt noch nicht, was so schleunige Rückkehr nach Fulda nöthig gemacht hätte, ob schon des Abts Antwort ihn mehr befriedigte als vorher.

Quäle dich nicht mit unnützer Neugier, mein Sohn — antwortete der Abt — ein verdrießliches Geschäft, das dich und mich gleich stark betraf, machte unsere Gegenwart in Fulda nöthig. Aus Liebe verbarg ich es dir, weil ich dir mit ihm zugleich die glückliche Beendigung desselben sagen zu können hoffte. Ich habe mich nicht in meiner Hoffnung getäuscht, bald, viel-

leicht heut noch, kann ich dir beydes mittheilen.

Zufrieden, daß er nichts unangenehmes erfahren würde, suchte Ludwig nicht länger zu erforschen, was der Abt für ihn zum Geheimnisse machte. Sein einziger Wunsch war nur, daß der Abend des andern Tages, wo er Adelheiden erwartete, schon da seyn möchte. Seine sehnlichen Wünsche konnten der Zeit keine Flügel geben, im Gegentheile schienen sie ihren Lauf zu hemmen, weil Ludwig beynahe jeden Pulsschlag zählte, um die Näherung der Erfüllung seines Sehnens zu messen. Adelheidens sich lebhafter zu erinnern, spielte er zuweilen auf seiner Harfe die Lieder, welche sie mit ihrer melodischen Stimme begleitet hatte. So feyerte er ihr Andenken, und verbarg zuweilen die tödtende Langeweile, welche ihn folterte.

Sobald der sehnsuchtsvoll herbey geflehte Abend sich nahete, bestieg Ludwig sein Roß, den Lieben, welche er erwartete, entgegen zu eilen. Zwey Stunden lang hatte es schon sein Sporn auf der Straße nach Maynz zum schnellsten Laufe getrieben; und sein Blick entdeckte noch nicht, was er begierig suchte. Die einbrechende Nacht würde ihn nicht abgehalten haben, seinen Weg fortzusetzen, wenn nicht sein Knappe,

Reinhard von Reinstädt, ihn zur Rückkehr ermahnt hätte.

Reinhard erinnerte ihn, daß der Markgraf von Soltwedel den heutigen Tag nicht bestimmt als den Tag seiner Ankunft in Fulda genannt hätte, und daß er nun vermuthlich morgen erst ankommen würde. Trübsinnig kehrte daher Ludwig nach Fulda zurück, wo fehlgeschlagene Hoffnung ihn des Schlafs beraubte.

Er verklagte die Nacht, wie den folgenden Tag, und konnte kaum den Abend erwarten, um den Verziehenden entgegen zu reuten. Er hatte das nämliche Schicksal als gestern. Mit Reinhard allein mußte er wieder zurückkehren. Finsterer noch als gestern wurde seine Laune, und länger ihm die Nacht. Ungeduld und Bekümmernisse: ob der geliebten Adelheid oder den ihrigen vielleicht etwas widriges begegnet wäre, quälten ihn; und ihre Quaal erreichte den höchsten Grad, da auch die dritte Nacht ihn auf der Strasse nach Manz fand, und er noch immer nichts von Adelheiden und ihrer Begleitung gewahr wurde. Weder die Bitten seines Knappen, noch ein fürchterliches Ungewitter konnten ihn zurückhalten, den Weg nach Maynz fortzusetzen. Ludwig hörte den Donner nicht, der über ihm fürchterlich brüllte, so wie er die Blitze nicht sahe, die rings um ihn die Finster-

niß schauervoll erhellten, Adelheid war die Axe, um welche alle Gedanken, die in seinem Gehirne wirbelten, alle Empfindungen, die seinen Busen durchkreuzten, sich dreheten.

Durchnäßt von Regen und Schweis, erreichten unsere abentheurenden Ritter Maynz; und Ludwigs Besorgnisse vermehrten sich, als er in der gewesenen Wohnung des Markgrafen von Soltwedel erfuhr, daß dieser an dem nämlichen Tage, an welchem Ludwig nach Fulda abreiste, Maynz verlassen hatte.

Wo reuten wir nun hin? — fragte Ludwig seinen Knappen.

Nach Fulda, edler Graf, wenn wir zuvor unsere Kleider getrocknet haaen — antwortete Reinhard.

Und überlassen indessen — fuhr Ludwig bitter fort — Adelheiden der Gefahr, welche sie sonder Zweifel betroffen hat.

Vor Gefahr werden ihr Schutzheiliger und ihr Vater mit seinen Reisigen die schöne Adelheid bewahrt haben — erwiederte Reinhard — Wahrscheinlich befindet sie sich jetzt in Fulda, und bedauert eure nutzlose Mühe.

Konnte sie nach Fulda kommen, ohne daß wir ihr begegneten? — wendete Ludwig ein.

Auf dem Wege, den wir ritten, freylich wohl nicht — gab Reinhard zur Antwort —

vermuthlich aber hatte der Markgraf Soltwedel in irgend einem Orte zwischen Maynz und Fulda Verrichtungen, die ihn von der gewöhnlichen Strasse abführten. Laßt uns daher den oft berittenen Weg zurück reuten, damit die Gräfin Adelheid sich nicht länger vergebens nach eurer Gegenwart sehnt.

Das wollen wir — beschloß Ludwig — komm, laß uns eilen!

Willig folge ich euch — versicherte Reinhard — ob gleich Frost mich durchschaudert, aber unsere armen Rosse bedürfen Futter und Ruhe. Gönnet ihnen Zeit zu beyden, daß sie uns dann mit verjüngten Kräften nach Fulda tragen können.

Verdrüßlich war dem Grafen von Thüringen dieser Verzug, aber auch zugleich zu unvermeidlich, um sich ihn nicht gefallen lassen zu müssen. Glühend vor Ungeduld harrte er der Zeit der Abreise, und war, unwillig über seinen Knappen, der ruhig an dem Feuer schlief, an dem er seine Kleider trocknete. Zu früh für den schlafenden Knappen, den freylich keine Liebe trieb, zu spät aber für unsern Ludwig bestiegen sie endlich die ermüdeten Rosse.

Wo ist Adelheid? — schrie Ludwig dem Abte zu, als er ihn allein fand.

Auf dem Wege hierher — antwortete Siegfried — von Frankfurt aus sendete mir heut ihr Vater durch einen Boten die Nachricht: daß er heut in Fulda eintreffen würde. Aber wo warst du, mein Sohn, und warum quältest du mich durch dein Wegbleiben mit ängstlichen Sorgen?

Ludwig rechtfertigte sich durch die Erzählung der Ursache desselben, worauf der Abt aus seinen Begegnissen die Lehre zog: daß Ungeduld selten etwas fromme, gewöhnlich aber schadete.

Zu unmuthig, sie zu beherzigen, heilte diese Lehre Ludwigs Ungeduld so wenig, daß er ein frisches Roß besteigen wollte, um der Schöpferin seiner Ungeduld und seines Unmuths zum vierten male entgegen zu reuten. Mühsam hielt ihn der Abt durch die Vorstellung: daß es ungewiß wäre, ob der Markgraf von Soltwedel geraden Weges von Frankfurt käme; davon zurück; durch nichts aber konnte er ihn bewegen, sich zur Ruhe zu begeben.

Ruhe flieht mich — floß Ludwigs Herz über — so lange meine Sehnsucht noch Adelheidens wartet.

Siegfried fand in dieser Aeusserung keine günstige Vorbedeutung zur Beruhigung des Sturmes, den er in Ludwigs Innern voraus

sahe,

sahe, wenn er die Schreckenspost vernehmen würde, die der Abt ihm nicht länger verbergen wollte. Nutzlos schien ihm jedes Zaudern, da nicht zu hoffen war, daß Ludwig eine ruhige Stimmung erhalten würde.

Laß mich einen Theil der Zeit, welche uns bis zur Ankunft des Markgrafen noch übrig ist — fing Siegfried sein schweres Geschäft an — anwenden, dir die Antwort zu geben, die ich dir noch schuldig bin.

Wie es euch gefällt — erwiederte Ludwig, der die Worte des Abtes nur halb verstanden hatte.

Siegfried. Eine Frage, mein theurer Pflegesohn. Welches ist die erste Pflicht eines Regenten?

Ludwig — unwillig — Fürwahr, mein Vater, ich befand mich nie in einer unglücklichern Stimmung, Streitfragen aufzulösen, als heut.

Siegfried. Sollte meinem Ludwig eine Streitfrage scheinen, was so leicht zu beantworten ist?

Ludwig. Zu einer Zeit ist schwer, was zu einer andern leicht ist. Dies jetzt mein Fall.

Siegfried. So widme mir deine Aufmerksamkeit, damit du wenigstens vernimmst, ob

ich meine Frage selbst so beantworte, wie sie zu einer andern Zeit von dir beantwortet werden würde. Sich selbst zu beherrschen, ist für einen Regenten die erste; nach keines andern Eigenthum trachten, jedem Menschen gleich heilige Pflicht. Stimmen unsere Meynungen zusammen?

Ludwig. Vollkommen. Aber bedarf es dieser Einleitung, um mir eine Antwort zu geben, an der meinem Herzen jetzt wahrlich wenig gelegen ist?

Siegfried. Es bedurfte ihrer. Daß du deine Pflichten kennst, hast du mich nun überzeugt; daß du ihnen gemäß handeln wirst, hiervon hoffe ich noch überzeugt zu werden. Schwer ist es jene beyden Pflichten auszuüben, zumal wenn unsere Leidenschaften ihnen entgegen stehen; süssen Lohn gewährt aber auch das Bewußtseyn: sie befolgt zu haben. Dir, mein Sohn, zeigt sich jetzt Gelegenheit, jenen süssen Lohn zu erkämpfen. Zeige dich jetzt als Mann! Zeige, was dein Volk, was deine Zeitgenossen von dir zu erwarten haben!

Ludwig. Ja, mein Vater, ich will kämpfen, aber ich bitte euch, spannt meine Neugier nicht länger auf die Folter, nennt mir den Feind, mit welchem ich den Kampf beginnen soll!

Siegfried. Mit dem gefährlichsten unter allen; mit deinem Herzen.

Ludwig. Sollte in diesem eine unerlaubte Begierde leben, die ich besiegen müßte? Und würde mein theurer Vater, wenn sie darinnen lebte, mich nicht schon längst auf sie aufmerksam gemacht haben, ehe sie zum furchtbaren Feinde heran wuchs?

Siegfried. Ein Vorwurf, mein Sohn, den du gewiß bald zurücknehmen wirst. Zur Zeit, da die Begierde, welche in deinem Busen flammt, unerlaubt wurde, hatte sie schon Riesengröße erreicht. Anfangs war sie es nicht; aber vielleicht sagte mir eine geheime Ahndung, daß sie es werden würde, und trieb mich an, dich zur Besiegung derselben zu ermahnen. Entsinnst du dich nicht mehr, daß ich dich vor nicht langer Zeit erinnerte: über dein Herz zu wachen, und eine Leidenschaft, die darinnen aufkeimte, nicht empor wachsen zu lassen.

Ludwig. Ihr sagtet etwas ähnliches, als Adelheid in meinem Herzen Liebe entzündete. Solltet ihr jetzt auf jene Worte deuten?

Siegfried. Glaube mir, mein Sohn, ich wünschte, daß ich **nein** sagen könnte.

Ludwig. Solltet ihr wirklich Besiegung meiner Liebe für Adelheid verlangen: so fordert

ihr mehr, als meine Kräfte vermögen. Sie erfüllt mein Herz, das dann erst von ihr leer werden wird, wenn es blutleer wird. Doch nein, unmöglich könnt ihr dies verlangen, denn warum sollte ich mit einer Leidenschaft kämpfen, die gewiß nicht unerlaubt seyn kann!

Siegfried. Wir alle hielten sie nicht dafür, weil uns unbewußt war, daß zu der nämlichen Zeit, als sie entstand, Adelheid das Eigenthum eines andern wurde. Wisse, mein Sohn, daß die, welche deine Liebe entflammte, die Verlobte des jungen Pfalzgrafen von Sachsen ist; und ich müßte mich in dir irren, wenn du nun nicht die Pflicht erkenntest: deine Leidenschaft besiegen zu müssen.

Ludwig. O, mein Vater, welche Nachricht! Welche Foderung!

Alles, was unsere Leser schon wissen, erfuhr nun auch Ludwig. Die Reden des Abtes enthielten für jene nichts unbekanntes, als daß Adelheid während der Zeit, da Ludwig sie in Fulda erwartete, in Weissenburg gewesen wäre, ihren Geliebten zu sehen, und sich jetzt wahrscheinlich schon auf dem Heimwege nach den Ländern ihres Vaters befände. Der Abt gab die Gründe seines Verfahren und seiner Verstellung gegen Ludwig an, und schloß mit wiederholten Auffoderungen: zu Befolgung seiner

Pflicht und muthigem Anfange des Kampfes, den sie befohle.

Der Besinnungskraft beraubt, saß Ludwig ihm gegen über. Starr haftete sein Blick an ihm. Er schien ihn aufmerksam zuzuhören, aber er hörte ihn nicht, denn es beschäftigte ihn nur der Gedanke an Adelheiden und an sein Unglück. Sein immerfort daurendes Stillschweigen bey allen Fragen zeigte endlich dem Abte seine Geistesabwesenheit. Auch er schwieg nun.

Einem Träumenden gleich schlich Ludwig den übrigen Theil des Tages umher. Seufzer hoben seine Brust; Thränen glänzten zuweilen in seinen Augen, aber durch ihr Fliessen sein Herz zu erleichtern, war sein Schmerz noch zu groß. Der Abt ehrte diesen Schmerz; mitleidsvoll blickte er öfters den Traurenden an; drückte mit zärtlicher Theilnahme seine zitternde Hand; und über seine Wangen rollten Zähren, wenn in Ludwigs Augen welche glänzten.

So vergiengen zwey Tage. Umsonst bemühte sich Siegfried, seinen theuren Zögling zu trösten oder ihn zu zerstreuen. Was ihm sonst Zerstreuung und Freude gewährte, vermehrte jetzt seinen Jammer. Wenn er sahe, daß alles in der Natur sich freuete, klagte er auf den lachenden Fluren, wohin ihn der Abt oft

wider seinen Willen führte, daß er das einzige traurende Geschöpf war. Seine Harfe, sonst für ihn eine Schöpferin der Freude, schuf ihm jetzt namenlose Traurigkeit; denn sie erinnerte ihn, daß die seligen Stunden nicht wiederkehren würden, wo Adelheidens reizvolle Stimme in ihre Saiten tönte. Er verbarg sie in einem Winkel, um durch sie nicht an seinen Verlust erinnert zu werden. Nutzloses Beginnen! Die Empfindung desselben war sein einziges Gefühl.

Mehrere mißlungene Versuche schreckten den mitleidenden Abt nicht ab, durch neue den Gram des Leidenden mildern zu wollen.

Ueberlaßt mich der Beschäftigung mit meinem Schmerze, und mit der Feier des Andenkens der mir geraubten Geliebten — wendete Ludwig des Abtes Tröstungen von sich.

Siegfried trauerte mit seinem Lieblinge; aber unruhig und furchtvoll würde er, als er in seinem Blicke nicht mehr Schmerz allein, sondern auch Wuth gemahlt sahe. Seine Sorgfalt hielt nun für nöthig, jeden von Ludwigs Schritten zu beobachten, und wo dies ihm selbst nicht möglich war, bestellte er Lauscher, die ihm berichten mußten, was sie bemerkten. Durch einen derselben erfuhr er, daß Ludwigs treuer Reinhard zu einer Reise geheime Anstalten machte, und

bald nachher berichtete ihm ein anderer: Ludwig hätte sein Roß eilend aufzuzäumen geboten. Beydes machte des Abtes Besorgnisse rege.

Er eilte, seinen Zögling aufzusuchen; und seine Besorgnisse fanden Vermehrung, als er ihn völlig gerüstet sahe.

Will mein Ludwig zum Kampfe ausziehen? — fragte Siegfried liebevoll.

Nein — antwortete Ludwig — ich will nur ausreuten. Aber woher, mein Vater, jene Frage?

Mußten mich diese Waffen und diese Rüstung nicht dazu veranlassen? — erwiederte Siegfried — hast du ihrer zu einem Lustritte nöthig?

Bin ich gerüstet! — sprach Ludwig im Tone völliger Geistesabwesenheit, indem er sich selbst mit Staunen zu betrachten schien. Er lachte und fuhr dann fort — O nein! ich hätte dieser Waffen nicht bedurft. Ohne zu wissen, was ich that, beschwerte ich mich damit.

Ich bitte dich, mein Sohn — foderte Siegfried ihn auf — entledige dich ihrer wieder, und begleite mich. Nicht lange will ich dich verweilen; bald kannst du dein Roß besteigen und deinen Lustritt machen.

Wohin wollt ihr mich führen? — fragte Ludwig.

Zur Freude — entgegnete Siegfried.

Zur Freude? Mich, dem jede Freude geraubt ist! — gab Ludwig seinen Zweifel zu erkennen.

Zur Freude — wiederholte Siegfried — eile, mein Sohn, zu ihrem Genusse!

Lange bat und beschwor Siegfried seinen Zögling vergebens, endlich siegten seine Bitten doch. Sie gingen; aber in Ludwigs Busen lebte kein Vorgefühl der Freude, welcher ihn Siegfried entgegen zu führen versprochen hatte. Empfindungslos ließ er sich von ihm leiten.

Neuntes Kapitel.

Ludwig sieht sich angenehm überrascht.

Nicht fern von Fulda lag ehedem ein Wäldchen, von dem wir nicht wissen, ob es vielleicht in den spätern Zeiten in Feld umgeschaffen wurde. Unsere Urkunden nennen es den gewöhnlichen Belustigungsort Siegfrieds und Ludwigs, wenn sie sich der Reize der Natur freuen wollten. Auch heut führte Siegfried seinen kum-

mervollen Begleiter an diesen Lieblingsaufenthalt, aber alle seine Reize machten keinen Eindruck auf den letztern, bis sie endlich durch einen unerwarteten vermehrt wurden.

Aus einem Seitenwege nahten sich unsern Wallern zwey weibliche Gestalten, wovon Ludwig bald in der einen Frau Ildegerd erkannte. Die andre zu erkennen, hinderte ihn ein dichter Schleier, der ihr Gesicht verhüllte. Reizend war, was der Schleier nicht verbarg, aber doch nicht reizend genug, um die Aufmerksamkeit des trübsinnigen Ludwigs auf sich zu ziehen, den jetzt vielleicht nicht gereizt hätte, was einst Paris sah, da er über den Besitz des goldnen Apfels entschied. Unbekümmert um die unbekannte Schöne und um Frau Ildegerd, wandelte er seinen Weg an Siegfrieds Seite fort, bis sie die beyden Frauenzimmer erreichten.

Warum so traurig, Herr Graf! — rief Frau Ildegerd Ludwigen zu.

Ohne ihr zu antworten, machte dieser blos eine Verbeugung.

Frau Ildegerd sprach nun mit dem Abte und die verschleierte Schöne wendete sich zu seinem Begleiter.

Fürwahr, Herr Graf — sprach sie — große Veränderungen haben euch fast unkenntlich gemacht. Es ist keine Spur von der Hei-

terkeit mehr übrig, die sonst auf eurem Gesichte lächelte. Gram hat sie verdrängt und seine Glätte gefurcht.

Habt ihr mich sonst gekannt, mein Fräulein? — fragte Ludwig.

Als ihr noch ein Knabe wart, Herr Graf, mischte ich mich bisweilen in eure Spiele — gab jene zur Antwort.

O Fräulein — seufzte Ludwig — es waren glückliche Tage, da ich noch als Knabe spielte.

Sind es die jetzigen minder? — fragte die Unbekannte.

Vor kurzem — erwiederte Ludwig — träumte ich mich glücklich, aber bald verschwand der süsse Traum, und ich erwachte von der Täuschung zur Wirklichkeit: zum Unglücke.

Anfangs — suchte die Unbekannte den Grafen zu trösten — Anfangs scheint uns jede Täuschung Wirklichkeit, vielleicht quält auch euch nur Täuschung. Ich wünsche dies nicht nur, Herr Graf, nein, ich hoffe es auch.

Mädchen mit der Engelsstimme — rief Ludwig staunend aus, — wer bist du, und was bewegt dich zu dem nutzlosen Beginnen, Hoffnung und Trost in mein wundes Herz giessen zu wollen!

Rathet, Herr Graf! — rief die Unbekannte aus, indem sie sich entschleierte. — Sahet ihr nie eine Gestalt, die mir glich?

Als ich noch ein glücklicher Knabe war — entgegnete Ludwig — kannte ich ein Mädchen, euch ähnlich, gut und mild, aber minder reizend als ihr. Und doch — dieses Rabenhaar — dieses Auge — ganz wie das, in welchem sich der glückliche Knabe, Ludwig, oft spiegelte — wäre es möglich! Euren Namen, Fräulein!

Bertha — sprach die Unbekannte, in welcher unsere Leser vielleicht gleich anfangs Ludwigs Jugendfreundin vermutheten.

Bertha! — rief Ludwig zweifelhaft — die kleine Bertha, mit welcher ich einst in dem Garten der Frau Ildegerd spielte.

Die kleine nicht mehr, aber die nämliche Bertha, welche ihr sonst bey frohen jugendlichen Spielen öfters eure Schwester nanntet — lächelte das reizende Mädchen.

O Bertha! — jammerte Ludwig — theures Mädchen, dessen Andenken mir unvergeßlich war, warum sahe ich dich nicht wirklich, als ich vor einigen Wochen zu sehen wähnte! Alle Leiden, welche mich seit dem trafen, wären dann fern von mir geblieben!

Auch ich — erwiederte Bertha, und eine Zähre schwamm in dem vielsprechenden Auge, bis sie die seidnen Winpern zerdrückten — auch ich wünschte, euch früher wieder gesehen zu haben. Vielleicht hättet ihr eure Freundin freudiger empfangen als jetzt. O Ludwig, ich ahndete nicht, daß mein Bild so ganz aus eurem Gedächtnisse verwischt wäre!

Du irrst, reizende Bertha! Keine Zeit, kein Leiden konnte es daraus verwischen. Unsterblich lebt es darinn, unsterblich wird es ewig leben — schien Ludwig aus einem Traume, oder vielmehr aus seiner Sinnlosigkeit zu erwachen. Er flog zu Bertha, von welcher ihn Staunen noch immer in einiger Entfernung gehalten hatte, schloß die Wiedergefundene in seine Arme, und drückte sie feurig an sein hochklopfendes Herz. Zu sprechen vermochte er nicht, deutlicher aber als jede Sprache drückte das Feuer seiner Küsse seine Empfindung aus.

Bertha entzog ihren Mund diesen Feuerküssen nicht. Heiß erwiederte sie sie; und auch bey ihr schienen die Empfindungen mächtiger zu seyn als die Sprache. **Mein Ludwig** war alles, was sie freudig zu stammeln vermochte.

Seit einigen Tagen waren dies die ersten Augenblicke, welche Ludwig nicht Adelheidens An-

denken weihete. Doch wie hätte er auch jetzt an Adelheiden denken können, in den Armen eines Mädchens, zu welchem die Liebe, die schon, da er noch Knabe war, in seinem Busen flammte, nur schlummerte. Das Feuer, welches Adelheidens Küsse in Ludwig strömte, entzündete den glimmenden Funken zur lodernden Flamme. Lange hielten sich die Wiedervereinigten umschlossen.

Siehe, Ludwig — entwand sich endlich Bertha der langen Umarmung — wir sind allein. Meine Mutter, mein Oheim, wo seyd ihr!

Hier! meine Tochter — ließ Frau Ildegerd fern her ihre Stimme hören. Folge uns nach! du kannst den Weg nicht verfehlen; auch wird dein Begleiter sonder Zweifel desselben kundig seyn.

Ludwig und Bertha eilten aber nicht, die Vorangehenden einzuholen. Sich allein genug, schienen sie sich nicht nach ihrer Gegenwart zu sehnen. Langsamen Schrittes und fest umschlungen, setzten sie den Weg nach der Wohnung der Frau Ildegerd fort. Aller Kraft sich zu sammeln bedürftig, sprachen sie nur wenig, und auch dies wenige bestand gewöhnlich nur in einzelnen Worten, in Ausrufungen, welche ihre Gefühle bezeichneten.

Während des Geschäftes, sich zu sammeln, rügte Berthas jungfräuliche Sittigkeit ein Vergehen, dessen sie sich, das Herz von der Freude des Wiedersehens überfüllt, schuldig gemacht hatte.

Verzeiht, Herr Graf — klagte sie sich, mit Purpurröthe bedeckt, desselben gegen Ludwig an — verzeiht, daß Täuschung mich in die glücklichen Jahre der Kindheit zurück zauberte, wo wir unsre Herzen frey von der Furcht: von vorurtheilsvollen Splitterrichtern gegeisselt zu werden; seine Gefühle unverhindert dürfen ausströmen lassen.

Deutlicher, meine Bertha — bat Ludwig — in meinem Kopfe wirbeln zu verworrene Dinge, um dich verstehen zu können.

Versenkt in die Gedanken an jene wiederkehrende Zeiten — erklärte sich Bertha — nannte ich euch, wie ich euch damals zu nennen pflegte.

Und wie mich meine Bertha nicht mehr nennen will? — fragte Ludwig mit traurig liebevollem Tone.

Nicht mehr nennen darf — veränderte Bertha die Worte ihres Begleiters — erwachsen legt uns nun der Wohlstand Fesseln an, die wir ehedem nicht kannten, doch sind sie zum Glücke nicht schwer. Unsere Empfindungen dür-

fen wir nicht verändern, nein! nur die Namen, mit welchen wir uns sonst nannten. **Freund, Freundin,** diese süssen Namen umschliessen den Ausdruck aller Empfindungen; und Ludwig wird mir deshalb nicht minder theuer seyn, wenn ich hinfort mit ihm spreche, wie es sich mit dem Grafen von Thüringen gebührt.

Also soll auch ich — klagte Ludwig — Bertha nicht mehr **mein** nennen? Mich nicht mehr gegen sie des süssen **Du** bedienen?

Wenn uns kein Ohr belauscht, Herr Graf — sprach Bertha — dann sprecht, wie es eure Empfindungen wollen! wie mit jedem andern Mädchen, bitte ich euch, sprecht aber mit mir, wenn irgend jemand um uns, oder nicht fern ist. Aus Freundschaft für mich unterwerft euch diesem leichten Zwange, weil ihr mich im entgegengesetzten Falle der lästernden Zunge der Verläumdung Preis geben würdet.

Ludwig versprach dies, und hielt sein Versprechen, so viel ihm möglich war; doch begegnete es ihm bisweilen, als er die Wohnung der Frau Ildegerd erreicht hatte, daß er sich vergaß. Das Lächeln derselben, das er aber nicht jederzeit bemerkte, zeigte ihm sein Vergehen, und zuweilen war ein Schlag von Berthas sammtner Hand seine Strafe, die aber zu

angenehm war, um ihn von dem Vergehen zurück zu schrecken.

Ludwig bat Bertha, um die Mittheilung ihrer Geschichte, während der Zeit, daß sie von ihm getrennt lebte.

Sie ist kurz — erwiederte Bertha — denn bisher, Dank sey es meinem Schicksale! wurden weder Abentheuer noch wichtige Begegnisse in die Geschichte meines Lebens gewebt. Meine Tage glichen einer Kette, deren Glieder alle gleich sind. Daß ich meine Mutter von Maynz hieher begleitete, wird euch so wenig unbewußt seyn, als daß ich nach wenig Monden Bremen mit Fulda verwechselte. Frau Ditburga, die Schwester meiner Mutter, war die Gattin des Ritters Klaus von Sternberg. Ritter Klaus starb, und hinterließ seine Wittwe kinderlos. Sich zu zerstreuen, vertauschte sie den Aufenthalt in ihrer einsamen Burg mit dem in dem geräuschvollen Bremen; doch, nur zu häuslichen Freuden gestimmt, verschaffte ihr das städtische Geräusch kein Vergnügen. Von der einfältigen Unterhaltung eines Kindes hoffte sie mehr, und bat daher meine Mutter, mich ihr zur Gesellschafterin zu geben. Zu gütig, der geliebten Schwester die Erfüllung ihrer Bitte zu verweigern, trennte sich meine Mutter von mir, so

viele

viele Thränen ihr auch diese Trennung kostete. Frohe Tage erlebte ich an der Seite meiner Muhme, nur der Gedanke an meinen Freund Ludwig störte bisweilen mein Glück. Vor einigen Monaten starb Frau Ditburga, und die schwermüthigen Gedanken und Empfindungen, welche ihre Leiden während einer langen Krankheit in mir aufgeweckt hatten, veranlaßten mich zu dem Entschlusse: in ein Kloster zu gehen. Eine Zeitlang lebte ich in einem, und würde es vielleicht nie wieder verlassen haben, wenn nicht meine Mutter und mein Oheim selbst mich dazu aufgefodert hätten. Durch einen Abgeschickten liessen sie mir sagen: ich wäre nicht für das Klosterleben geschaffen; und dieser selbst setzte hinzu, daß er Befehl hätte, nicht ohne mich nach Fulda zurückzukehren. Ich trauete den Meinigen tiefere Kenntniß meines Besten, und richtigere Urtheile über dasselbe zu, als mir selbst, verließ das Kloster, und sank gestern in die Arme meiner theuren Mutter.

Welche sehr gerecht handelte — erwiederte Ludwig — daß sie diese Reize aus der Finsterniß eines Klosters riß.

Bertha lächelte, und dies Lächeln, welches neuen Reiz über ihr schönes Gesicht verbrei-

tete, ließ den Grafen von Thüringen die Handlung der Frau Ildegerd noch gerechter finden.

Siegfried und Ludwig verweilten den übrigen Theil des Tages bey der Frau Ildegerd. Angenehm schwand er allen dahin; und kein Gedanke an Adelheiden störte Ludwig im Genusse der Freude. Die gegenwärtige frühere Geliebte, schien das Bild der abwesenden mit einem male aus dem Herzen des leichsinnigen Jünglings gerissen zu haben; denn mit Rechte bezweifeln wir, daß es durch Gefühl der Pflicht daraus verdrängt wurde.

Auch in die Einsamkeit seines Gemachs folgte Bertha Ludwigen nach. Vor seine Augen zauberte sie seine Einbildungskraft lebend hin, doch schien diese heut eine minder mächtige Schöpferin, als da sie vor wenig Wochen Adelheidens Bildniß schuf; denn Bertha schwebte Ludwigen nur vor, so lange er wachte, sein Traumbild wurde sie nicht. Ermattet, durch eine Reihe schlafloser Nächte, schlief er ruhig, und von keinem Traume gestört, bis zum andern Morgen.

Zehntes Kapitel.

Der Bund der Freundschaft wird erneuert.

Daß Ludwigs erster Gedanke nach seinem Erwachen Bertha war, wird jeder mienekundige Leser vermuthen, ohne daß wir es ihm erst berichten; doch er dachte nicht allein an sie, sondern sehnte sich auch an ihre Seite. Vom Lager hinweg, würde er vielleicht zu ihr geeilt seyn, wenn ihn nicht Berthas Erinnerungen: die Befolgung der Regeln des Wohlstandes nicht zu vergessen; abgehalten hätten. Auch blieb er lange unentschlossen, ob er nicht, ehe er zu ihr gienge, den Abt fragen müßte. Die Rückerinnerung der Art, wie Siegfried ihn gestern zu Bertha führte, leitete endlich seinen Entschluß.

Zum Genusse der Freude will ich dich führen — wiederholte sich Ludwig des Abts Rede, und setzte dann hinzu: was würde mir der gestrige Genuß derselben frommen, wenn ich seiner schon wieder beraubt worden, nicht fernerhin seiner freuen sollte? Nein, gewiß wird der gütige Siegfried den freundschaftlichen Umgang mit seiner Nichte keinem Zwange unterwerfen.

Auf diese Hoffnung gestützt, harrte er nur noch der Zeit, wo er ohne Beleidigung des zur Richtschnur empfohlnen Wohlstandes zu Bertha gehen konnte. Er machte seinen Knappen zu seinem Wohlstandsrathe, und obgleich der treue Reinhard sich bisher noch wenig um das bekümmert hatte, worinn er nun Rathgeber werden sollte, so schien ihm doch die Zeit, da sein Herr zum erstenmale gehen wollte, noch um vieles zu früh. Seine Vorstellungen hielten den ungeduldigen Liebhaber zurück; und Reinhard wußte sich in seinem neuen ungewohnten Amte so schnell in Ansehn zu setzen, daß Ludwig über seine wiederholten Zurückhaltungen, wenn er gehen wollte, nicht unwillig wurde. Oft hatte er schon seinen Knappen: darf ich nun gehen? gefragt, ehe dieser es schicklich fand; nun aber eilte er auch mit den schnellesten Schritten in Frau Ildegerdens Wohnung.

So lange auch Ludwig gezögert zu haben glaubte, so wunderte sich doch Frau Ildegerd über seinen frühen Besuch. Eine Zeitlang war die Unterhaltung allgemein, bald aber trug Frau Ildegerd wenig mehr dazu bey. Ludwig und Bertha sprachen beynahe allein, und sahen sich ganz ohne Zeugen, da Frau Ildegerd kurz nachher, von häuslichen Verrichtungen, aus dem Zimmer gerufen wurde.

Gestern, Herr Graf — begann jetzt Bertha — theilte ich euch meine kleine Geschichte mit, werdet ihr heut meine Bitte, um Erzählung der eurigen, erfüllen? Reicher an Begebenheiten, wird eure Geschichte mich ohne Zweifel länger unterhalten, als die meinige euch.

Ihr irrt, Fräulein — erwiederte Ludwig — seit wir getrennt wurden, begegnete mir so wenig Merkwürdiges, daß sich die Erzählung desselben in wenig Worte zusammen fassen läßt.

Während der Erzählung, welche Ludwig nun anfieng, dachte er, seit er Bertha wiedergesehen hatte, zum ersten male an Adelheiden. Weislich verbarg er seine Liebe zu ihr, doch würde sein Stocken, als er an diesen merkwürdigen Zeitraum seines Lebens kam, in Bertha den Verdacht rege gemacht haben, daß er über etwas hinwegschlüpfte, wenn auch dies Etwas bekannt gewesen wäre, allein ihre Mutter hatte sie schon davon unterrichtet.

Ihr seyd nicht aufrichtig, Herr Graf — sprach Bertha — warum füllt ihr die Lücke nicht aus, welche ich in eurer Erzählung bemerke?

Welche Lücke? — fragte Ludwig mit der Schaamröthe eines Schuldigen.

Bertha. Soll ich sie euch nennen? Soll ich euch sagen, was seit mehreren Wochen euer Herz fühlte?

Ludwig. Weis dies meine Bertha?

Bertha. Wünschtet ihr vielleicht, daß ich es nicht wüßte! Wenigstens läßt mich dies eure Zurückhaltung vermuthen, die mir zugleich die traurige Gewißheit giebt, daß ihr mich nicht so ganz für eure Freundin haltet, als ich es wirklich bin.

Ludwig. Ihr scheint zu vergessen, daß diese Zurückhaltung, welche ihr mir vorwerft, andere Ursachen haben könnte!

Bertha. Gerechte wenigstens nicht! Wahre, innige Freundschaft leidet keine Zurückhaltung. Wortgeklingel ist sie, wenn diese statt findet. Entschleierung unseres Herzens, Ausschüttung unsrer Leiden in den Busen des Freundes — Dies ist der Werth der Freundschaft. Doch die Verjüngung der eurigen für mich, ist noch zu neu, als daß ich euch nicht gern verzeihen sollte, daß diese neu belebte Freundschaft die Stärke noch nicht hat, welche, wenn mich meine Hoffnungen nicht trügen, längere Dauer ihr geben wird.

Ludwig. Wenn ich aber meiner theuren Bertha versichere, daß nicht Mangel dieser Stärke die Ursache meines Schweigens war.

Bertha. So sagt ihr mehr, als ich glauben kann; denn was sonst könnte die Ursache desselben gewesen seyn?

Ludwig. Gefühl, daß ich unrecht handelte und Schaam, euch dies zu gestehen. Nun, da ihr mir dies Geständniß abgepreßt habt, nehmt noch ein zweytes: das Geständniß meiner Reue; und nun hadert nicht länger mit dem Zurückkehrenden.

Bertha. Nein! freuen muß ich mich eurer Rückkehr zur Pflicht, freuen des Siegs, den ihr erkämpftet!

Ludwig. Mißversteht mich meine Freundin wirklich, oder gefällt es ihr nur, sich so zu stellen?

Bertha. Vollkommen verstehe ich euch. Doch laßt uns abbrechen, denn ich möchte nicht gern traurige Erinnerungen in euch wecken. Verfolgt euren Sieg, und sucht zu vergessen, was eure Freuden störte.

Ludwig. O Bertha, der Gedanke an geraubte Scheinfreuden wird die Seligkeiten des Genusses wahrer Freuden nicht vermindern! Aber noch fehlt mir etwas, um nicht darinnen gestört zu werden. Du, süsses Mädchen, kannst mir dieses Etwas geben!

Bertha. Fodert, Herr Graf, Bertha wird euch nichts verweigern, was Freundschaft gewähren kann.

Ludwig. Deine Verzeihung, bestes Mädchen, und meinem Glücke fehlt nichts!

Bertha. Ich wüßte nichts, Herr Graf, das ich euch zu verzeihen hätte.

Ludwig. Viel, vielleicht zu viel, als daß du es mir verzeihen könntest. Aber, Bertha, handle edel und gütig. Verzeihe und beruhige deinen Ludwig!

Bertha. Wenn das Wort Verzeihung euch Ruhe gewähren kann, so sey sie euer. Ich verzeihe euch.

Ludwig. Und dies so kalt, als ob es dir wirklich um nichts, als um die Aussprechung des Wortes zu thun wäre!

Bertha. — Ihn umarmend — so nimm dies zum Siegel meiner Verzeihung, zum Siegel meiner ewigen Freundschaft!

Ludwig. Nun, Mädchen, bin ich glücklich!

Frau Ildegerdens Zurückkunft hemmte die Herzensergiessungen des freundschaftlichen Paares.

Eilftes Kapitel.

Bertha, die Sittenrichterin.

Ludwig lebte nun beynahe mehr in der Wohnung der Frau Ildegerd, als bey dem Abte.

Berthas Gesellschaft hatte zu viel Fesselndes für ihn, um sie nicht so viel als immer möglich zu geniessen, und ob schon der Abt nicht zufrieden war, daß Ludwig ihr so viele Zeit widmete: so äusserte er doch gegen ihn selbst seine Unzufriedenheit nicht, weil er befürchtete, daß Adelheidens Andenken vielleicht neu belebt werden möchte, wenn Ludwig sich wieder selbst überlassen bliebe. Mehrere Wochen verstrichen demnach, ehe Siegfried seinem Zöglinge sagte, daß er sich allzuviel mit seiner Freundin beschäftigte, und dadurch seine Zeit nöthigern Beschäftigungen entzöge.

„Mit Weibern plaudern, die Harfe spielen, singen und tanzen — sind diese Dinge werth, daß der Graf von Thüringen ihnen ganze Tage widmet —" schloß Siegfried seine Ermahnungsrede, und Ludwig erkannte, daß er ihm keinen ungerechten Vorwurf machte, doch wäre diese Erkenntniß vielleicht nicht in ihm entstanden, wenn er von Siegfried hinweg zu Bertha hätte eilen können.

Absichtlich hatte Siegfried zu seiner Ermahnung einen Nachmittag gewählt, welchen Bertha bey einer ihrer Freundinnen zubrachte. Einsam und sich selbst überlassen, fühlte Ludwig sein Gewissen die Rüge fortsetzen, welche Siegfried angefangen hatte. Er erkannte, daß höhere Pflichten ihm oblägen, als dem Umgange mit

Bertha alle seine Zeit zu opfern, und der Vorsatz: dieser einen Theil derselben zu entziehen, um sie auf jene zu verwenden; glühte in ihm auf.

Schwer ist es, Vorsätze zu befolgen, wenn ihrer Befolgung Leidenschaft entgegensteht. Heut noch hatte Ludwig den Anfang machen wollen, sich von Bertha ein wenig zurück zu ziehen; kaum aber war die Zeit erschienen, wo er sie von ihrer Freundin zurückgekommen glaubte, als sein Vorsatz auch schon erschüttert wurde. Der Wunsch: bey dem geliebten Mädchen zu seyn; regte sich in ihm, und er war zu schwach, sich die Befriedigung desselben zu versagen, erfinderisch aber sich selbst zu entschuldigen, daß er seinem Vorsatze nicht treuer blieb. Er wußte sich zu bereden, daß er nicht um sein selbst willen zu Bertha gienge, sondern blos, damit das liebe Mädchen nicht vergebens auf ihn warten möchte, wohl vielleicht gar befürchtete, daß widrige Begegnisse ihn von ihr zurückhielten.

Mit dem Entschlusse: ihr seinen, durch des Abtes Ermahnungen entstandenen Vorsatz kund zu machen; gieng er zu ihr, zugleich aber auch erfüllt mit dem Wunsche: heut endlich einmal ein Geständniß zu hören, welches er ihr abzulocken so lange schon vergebens gestrebt hatte. Oft sagte er schon Bertha, daß er sie liebte,

noch nie aber hatte sie diese Versicherung mit einer gleichen Gegenversicherung vergolten. Nur von Freundschaft sprach sie; und Ludwig verlangte mehr als Freundschaft.

Berthas Bitten zu erfüllen, hatte Ludwig vor einiger Zeit seine Harfe in ihre Wohnung bringen lassen. Oft spielte er ihr vor, und Bertha sang zu seinem Spiele wenigstens nicht minder schön als Adelheid. Ludwig, der jetzt ohne Bewegung an Adelheiden denken konnte, verglich einst ihre und Berthas Stimme, doch war es vielleicht nur Mangel an Stärke der Einbildungskraft, daß er zu Berthas Vortheile entschied.

Auch heut verkürzten sich Ludwig und Bertha die Zeit mit Saitenspiel und Gesang. Ludwig stimmte ein Minnelied an, das wir unsern Lesern mittheilen würden, wenn es bis auf unsere Zeiten gekommen wäre; und Bertha begleitete sein Spiel mit so ausdrucksvollem Gesange, daß es eben keines Herzenskündigers bedurfte, um zu bemerken, daß die Sängerin jedes Wort tief empfand. Sobald das Lied geendigt war, legte Ludwig seine Harfe weg, um von dem Inhalte des erstern eine Nutzanwendung auf sich zu machen.

Wie glücklich — begann Ludwig — wie glücklich muß ein Jüngling seyn, wenn ein

Mädchen so unverholen als das Mädchen, dessen Worte du, beste Bertha, nachsangst, ihm sagt: ich liebe dich.

Ludwigs sprechender Blick schien von Bertha eine Antwort zu fodern; dennoch schwieg sie, und Ludwig fuhr fort:

Wird die reizende Bertha mein Glück nie auf den höchsten Gipfel schwingen? nie mir sagen, daß sie meine heisse zärtliche Liebe vergilt?

Und giebt es nicht eine Sprache, erwiederte Bertha — die noch deutlicher ist, als die Sprache des Mundes? Was sagte diese meinem Ludwig?

Bisweilen — antwortete Ludwig — schien sie mir zu sagen, was meine Wünsche flehen.

Bertha. Sie schien es nur? O Ludwig, du bist schwer zu befriedigen!

Ludwig — an Berthas Busen — sie sagte es wirklich? Bertha, mein Wunsch ist erfüllt!

Bertha. Du hast mich überrascht, Ludwig. Erkaufen solltest du dieses Geständniß, nun hast du es aus meinem Herzen geraubt.

Ludwig. Nein, Liebe, unverweigert sey dir der Preis, den du vorher bestimmtest, denn keiner kann zu hoch seyn!

Bertha. Glücklicher bin ich, wenn du bey mir bist, als wenn ich mich nach dir sehne, aber aus Liebe für dich selbst, fodere ich das Versprechen von dir: mich künftig dies Glück seltner geniessen zu lassen.

Bertha foderte jetzt, wozu ihre Erlaubniß zu erbitten Ludwigs Vorsatz gewesen war, dennoch widersetzte sich in ihm alles der Erfüllung dieser Foderung. Zu glücklich war er heut in Berthas Armen gewesen, als daß sein Vorsatz nicht zertrümmert hätte werden sollen. Ganz hatte er denselben vergessen, und nur der Wunsch lebte in ihm: immer von so seligen Empfindungen sich durchbebt zu fühlen, wie in den jüngst verflossenen Augenblicken.

Welche Foderung — beklagte er sich staunend — widerspricht sie nicht dem, was du mich versichertest? O Bertha, glühte in deinem Busen der meinigen gleich feurige Liebe: du geiztest wie ich nach den Augenblicken des Genusses.

Bertha. Der deinigen gleich an Feuer ist meine Liebe gewiß, aber preise dein Geschick, daß ihre Stimme den Zuruf kalter Vernunft nicht überschreit. Ein Weichling, vielleicht ein Wollüstling sogar, würdest du werden, kühlte Vernunft nicht meine Leidenschaft ab. Unserm Leben Reiz und Glück zu geben, machte Natur

unsere Herzen für Liebe empfänglich, aber ihr allein leben, hiesse unsere höhere Bestimmung verkennen. Uns zu vervollkommnen muß unser stetes Bestreben seyn. Zärtlich liebe ich dich, mein Ludwig, aber wahrlich ich könnte dich nicht lieben, wenn du dies Bestreben nicht als Pflicht erkenntest!

Ludwig. Als heilige Pflicht erkenne ich es; und übe ich nicht diese Pflicht an deiner Seite aus? der Umgang mit dir macht mich besser; ich fühle, daß er meine Hitze vermindert, mich milder und gefühlvoller macht, und das Rauhe abschleift, das mir, wie den mehresten meines Geschlechts, anklebt.

Bertha — lächelnd — O diese süssen Schmeichelworte umnebeln meine Sinne nicht. Gesetzt! daß alles wahr wäre, was wahrscheinlich nur Gefälligkeit aus dir spricht: so berechtige dich dies doch nicht, an meiner Seite so viele Zeit zu vergeuden, die du edler anwenden könntest.

Ludwig. Ich bitte dich, reizende Sittenrichterin, ende deine Rüge. Zur Beherzigung so ernster Dinge, als du jetzt zu den Gegenständen des Gesprächs wählst, bin ich nirgends weniger aufgelegt, als an deiner Seite.

Bertha — empfindlich — Und ich bitte euch, Herr Graf, glaubt nicht, daß die Weiber

nur zu Spielpuppen der Männer geschaffen sind, daß sie nur für Sinnlichkeit Gefühl haben!

Ludwig. Du verkenntest mich, Bertha, wenn du wirklich diesem Argwohne Raum gäbst.

Bertha. Ihr selbst wart sein Schöpfer!

Ludwig. Mädchen, ich bitte dich, strafe mich nicht so hart mit der Kälte, welcher jetzt dein Ton voll ist. Nenne mich wieder deinen Ludwig, und ich thue alles was du willst.

Bertha. Du erfüllst meinen Wunsch nur halb, wenn du aus Gefälligkeit für mich thust, wovon ich wünschte, daß es eine Folge der Erkenntniß würde: es wäre deine Pflicht, und bezweckte dein Bestes. Doch lasse uns von unserer Ausschweifung zurückkehren! Deine Bertha, Ludwig, ist ein stolzes Mädchen. Ich begehre nicht, einen Engel zu lieben, aber einen hohen Grad der menschlichen Vollkommenheit muß der Jüngling erstrebt haben, den ich mit ganzer Seele lieben soll. Viele Jünglinge, Ludwig, würden bey der Vergleichung mit dir verlieren, aber deine Bertha, welche die Wahrheit wenigstens so sehr liebt als dich, sagt dir unverhohlen, daß du das noch nicht ganz bist, was sie dich wünscht, doch setzt sie auch den Trost hinzu, daß es nur auf dich, auf deinen Willen ankommt, um es zu werden.

Ludwig. Sprich! bewundernswürdiges Mädchen! sprich was mir gebricht! und mein Streben wird nicht eher enden, bis ich es erringe!

Bertha. Jetzt nur eins. Mehrere Mängel werde ich an dir auszuspähen suchen, wenn du dich gegen mich des nämlichen Geschäftes unterziehst. Thue dies, Geliebter, und bedenke, daß wir uns nicht edler beschäftigen können, als wenn wir gegenseitig unsere Gebrechen zu erforschen, und sie mit vereinter Kraft zu verbessern trachten.

Ludwig. Fühlte ich nicht deine Hand in der meinigen glühen: ich glaubte, Bertha, ein Bewohner des Himmels spräche mit mir. Ja, edles Mädchen, uns zu vervollkommnen, soll unser gemeinschaftliches Bestreben seyn, nur wähne nicht, daß meine Liebe dir schmeichelt, wenn ich dich immer mackellos finde.

Bertha. Ein neuer Beytrag zur Summe deiner Fehler, den ich deshalb, weil dein ganzes Geschlecht ihn mit dir gemein hat, nicht milder rügen werde. Warum scheltet ihr Männer uns eitel, da ihr euch doch zu befleißigen scheint, durch Schmeicheleien uns eitel zu machen! Doch dies sey einer andern Zeit aufgehoben! Höre jetzt, worin du mich vorhin unterbrachst. Minder würdig als du, prunken viele auf dem Fürsten-

stenstuhle, aber nicht minder laut wird dir deshalb dein Gewissen versichern, daß du das Vorbild eines wirklich großen, und seines Namens würdigen Fürsten noch nicht ganz erreicht hast; und nie würdest du es erreichen, wenn viele deiner Tage denen gleich dahin schwänden, die du zuletzt verlebtest. Fern von mir, auch deine Gedanken von mir abgerissen, mußt du dich in deinem einsamen Gemache nach den großen Mustern bilden, welche die Geschichtsschreiber von großen Fürsten der Vorzeit uns aufbehalten haben, mußt mehr für die Welt und ihre Händel leben, als für dein Mädchen, und nur die Stunden, welche dir von diesen würdigen Beschäftigungen übrig bleiben, in ihren Armen der Erhohlung widmen. So, mein Ludwig, wirst du mit jedem Tage besser, des Fürstenstuhls würdiger werden.

Ludwig. Werde meine Bildnerin, Bertha. Leite mich und nimm den Schwur: daß dir Thüringen einst für deine nicht vergebene Mühe danken wird.

Bertha. Was ich schwaches Mädchen vermag, sey der Gründung des Glücks deines künftigen Volks gewidmet.

Gottes Segen, meine Kinder — trat jetzt Siegfried in das Zimmer — Gottes Segen zu euren edeln Vorsätzen! Im Feuer eures Affekts

spracht ihr so laut, daß ich vor der Thür etwas von eurem Gespräche hörte. Es war zu schön, um es durch meinen Eintritt zu unterbrechen, zu schön, um nicht versucht zu werden, es anzuhören. Verzeiht mir, daß ich euch belauschte.

Beschämt blickten Ludwig und Bertha sich an, vielleicht weil sie wünschten, daß der Abt die Ausdrücke ihres Gesprächs, welche Zeugnisse ihrer Liebe waren, nicht gehört haben möchte, denn welcher Liebende wünscht sich nicht beym Ausbruche seiner Leidenschaft, ohne Zeugen. Siegfried schien jedoch nicht unzufrieden mit ihnen zu seyn. Vorher hatte er ihre Vorsätze gesegnet; jetzt gab er seinen Beyfall dadurch zu erkennen, daß er erst Ludwig, dann Bertha umarmte.

Zwölftes Kapitel.

Ludwig dokumentirt die Herrschaft des schwächern Geschlechts über das stärkere.

Der Mensch vermag, was er will, und vermag es um so eher, wenn seinen Willen ein so wirksamer Sporn treibt, als der Lohn, wel=

cher unserm Ludwig von der schönen Bertha für die Gemäßhandlung ihrer schönen Wünsche wurde. Sie vergalt die Zeit, welche er entfernt von ihr zubrachte, durch reichere Liebkosungen, wenn er sich bey ihr befand, und belohnte die Mühe, welche er auf seine Ausbildung verwendete, mit Küssen.

Bald mit den Wissenschaften, oder ritterlichen Uebungen, oder mit Erlernung der Kunst, zu regieren, und der Kunst, die Liebe des Volkes und die Achtung der Zeitgenossen sich zu erwerben, beschäftigt; bald an Berthas Seite durch frohe Erholung und Liebe beglückt, verflossen mehrere Monden unserm Ludwig gl ich angenehm als nützlich. Der Gedanke an Adelheiden störte seine Ruhe nicht mehr, nach kurzem aber wurde sie auf eine andere Art unterbrochen.

Bruno, der Geheimschreiber des Abtes zu Fulda, war jetzt beynahe so oft als sein Herr in Ildegerdens Wohnung zu finden. Frau Ildegerd nannte ihn Freund, und Ludwig wunderte sich nicht, daß sie den Liebling des Abtes mit diesem Namen ehrte; daß sie aber eben diesen Bruno, einen jungen Mann, der kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, zu ihrem Freund erkohr, machte oft seine Verwunde=

rung rege. Bruno zog Ludwigs Aufmerksamkeit auf sich; wir glauben ihn daher auch einiger Aufmerksamkeit unserer Leser werth.

Der Geheimschreiber des Abtes zu Fulda war nicht nur ein gelehrter Mönch, sondern auch ein schöner Mann, und ein angenehmer Gesellschafter. Durch seine Gelehrsamkeit erwarb er sich einen so hohen Grad von des Abtes Zutrauen, daß seine Jugend ihn nicht abhielt, den gelehrten Bruno auf einem der ersten Posten an seinem Hofe zu haben; Brunos schöne männliche Gestalt zog die Blicke vieler schönen Mädchen und Weiber auf sich, und durch seine geistvolle und reizende Unterhaltung erlangte er den Beyfall Aller, mit denen er sprach. Angenehm war auch dem Grafen von Thüringen Brunos Gesellschaft, unangenehm war es ihm aber, daß bisweilen durch Brunos Gegenwart seine Unterhaltung mit Bertha die Reize verlohr, welche sie dann erhielt, wenn Ludwig und Bertha ohne Zeugen waren.

Dies alleine wäre schon hinreichend gewesen, in Ludwigs Brust widrige Empfindungen zu erregen, kurz nachher aber erheilt er stärkere Veranlassung. Oft schon hatte es ihm geschienen, daß Bruno sich mit Bertha mehr beschäftigte, als mit ihrer Mutter; und dieser Schein vermehrte sich, da Ludwig mehrmals, wenn er zu

seiner Geliebten kam, den Geheimschreiber mit ihr allein fand.

Feurige Liebe ist gewöhnlich mit Eifersucht verschwistert — eine Erfahrung, welche Ludwigs Beyspiel bestätigt. Auch in seinem Busen glimmte Eifersucht auf, er hielt den Geheimschreiber für seinen Nebenbuhler, und sein Argwohn verstärkte sich, als er in des Geheimschreibers Blicken Neid und Unwillen zu bemerken glaubte, wenn Bertha sich mit ihm weniger unterhielt, als mit Ludwigen.

Durch Blicke und Ton äußerte Ludwig gegen Bertha seinen Argwohn, gegen Bruno seine Empfindlichkeit; allein Bertha schien dies wenig zu bemerken, Bruno es nicht zu beachten. Unwille mahlte sich dann wohl zuweilen noch deutlicher auf dem Gesichte des letzteren, doch fand ihn Ludwig deshalb nicht minder oft mit Bertha allein. Einige Tage lang begnügte sich der Eifersüchtige, auf die vorhin genannte Art zu zeigen, was ihn quälte; deutlicher aber glaubte er sich erklären zu müssen, da man seine, gewiß nicht undeutlichen, Winke nicht verstehen wollte.

Furcht: durch seine Eifersucht Berthas Zorn auf sich zu laden, band seine Zunge, denn so sehr auch Eifersucht ihn quälte: so sehr zweifelte seine Liebe, verbunden mit Hof-

nung, an Berthas Schuld. Des festen Vorsatzes voll: den Argwohn, welcher ihn peinigte, nicht länger in seinen Busen zu verschließen; ging Ludwig öfters zu Bertha; vernichtet aber wurde sein Vorsatz, so bald Berthas Zauberblick Ludwigs Eifersucht durch neu belebte Liebe besiegte.

Mächtiger als diese wurde aber einst jene, da Ludwig bey seinem schnellen Eintritte in Berthas Gemach den geahndeten Nebenbuhler neben ihr sitzen fand, wie er, mit ihr in traulichen Gesprächen begriffen, ihre Hand in der seinigen hielt. Ludwig glühte, und wir vermuthen nicht ohne Grund, daß es der sorgfältigen Bertha wirklich gelungen seyn mußte, seine Hitze um vieles zu mäßigen, da sie jetzt nicht aufbrauste, wie sonst wohl bey minder wichtigen Veranlassungen geschahe. Zorn blitzte zwar sein Auge auf Bruno, ein Seitenblick traf auch Bertha; doch wußte sich Ludwig so weit zu mäßigen, daß er nicht austobte, was sein Herz zu zersprengen drohte.

Ludwig schwieg, und Bertha sprach beynahe allein, denn den Geheimschreiber schien Ludwigs zürnender Strafblick der Sprache beraubt zu haben. Das Gefühl der lästigen Lage, in welcher er sich befand, trieb ihn zum Weggehen an. Traurig verließ er das Zimmer, in wel-

chem Ludwig, nicht minder traurig zurückblieb. Er und Bertha waren jetzt einige Augenblicke stumm, bis diese das Stillschweigen brach.

Ihren Arm um Ludwigs Nacken geschlungen fragte sie ihn: warum so traurig, Lieber?

Und dies kann Bertha fragen! Sie, welcher der Grund meiner Traurigkeit nicht unbekannt seyn kann!

Bertha. Ihn zu kennen, müßte ich eine Herzenskündigerin seyn. Blickte ich gleich oft in deines Herzens geheimste Falten: so ist doch mein Blick nicht genug geschärft, um alles, was es bewegt, zu ergründen.

Ludwig. Nur dann ist er es nicht, wenn du ihn vorsetzlich hinwegwendest. Warum du dies jetzt eben thust — dies, Bertha, ist nicht schwer zu errathen.

Bertha. Sprich, Ludwig! warum wende ich ihn hinweg?

Ludwig. Weil er zugleich dein Herz treffen würde, in das du wahrscheinlich jetzt nicht blicken willst.

Bertha. Du wirst räthselhaft, Ludwig, so räthselhaft, daß ich dich nicht verstehen kann.

Ludwig. Und du mir unerklärbar. Sollte dir dein Gewissen, das ich immer für einen so unbestechlichen Richter hielt, keinen Vorwurf machen?

Bertha. Nicht den kleinsten. Dies halte dich aber nicht ab, mir einen zu machen, wenn du mich desselben schuldig findest. Fehlte ich, so verhehle es mir nicht. Wir machten uns ja den Vorsatz, uns unsere Fehler gegenseitig zu entdecken.

Ludwig. Wehe mir, Bertha, wenn du dich jetzt nicht selbst eines Fehlers zeihest! Wehe mir, daß es dich keiner dünkt, wenn Liebe gegen mich dein Herz nicht mehr ausfüllt!

Bertha. Woher, Ludwig, dieser grundlose Verdacht?

Ludwig. O daß er es wäre! Aber leider ist er das Gegentheil nur allzusehr. Längst schon bemerkte ich, daß Bruno dir theuer war; schreckliche Gewißheit hat mir vor wenigen Augenblicken gezeigt, in welchem hohen Grade er es dir ist.

Bertha. Lächeln würde ich, wenn ich nicht fürchtete, daß es dich schmerzen würde, mich bey einer Gelegenheit lachen zu sehen, die dir so ernsthaft scheint. Mit voller Zärtlichkeit liebe ich dich; heut aber würde ich anfangen, wider meine Liebe zu kämpfen, wenn du verlangtest, daß mein Geist ausser dir mit keinem Manne sich beschäftigen sollte.

Ludwig. O dein Geist mag sich immer mit würdigen Männern beschäftigen, wenn nur keiner mich im Besitze deines Herzens stört!

Bertha. Ganz gehört dies zärtliche Herz dein; und kein Mann vermag, dir nur den geringsten Theil desselben zu rauben.

Ludwig. Aber, Bertha, beschäftigte sich mit Bruno auch nur dein Geist? Nahm dein Körper nicht vielleicht an seiner Unterhaltung gleich starken Antheil?

Bertha. So gar keinen im Gegentheile, daß ich es nicht würde bemerkt haben, daß meine Hand in Brunos Hand ruhete, wenn er sie nicht, als dein grimmiger Blick ihn zu töden drohete, unsanft von sich geschleudert hätte. Bruno ist mein Freund, und ich weis den Werth seiner Freundschaft zu schätzen, mehr aber **wird** und **kann** er mir nie seyn!

Ludwig. Er **kann** es nicht seyn! Bringe mich zu dieser Ueberzeugung, Bertha, und ich bin ruhig.

Bertha — an Ludwigs Busen — Er kann es nicht seyn, weil ich dich kenne! Nun, Ludwig, versprich mir, daß deine Eifersucht nie wieder aufflammen soll, wenn du mich mit einem weisen und würdigen Manne — gleich viel ob jung oder alt — in einem traulichen Gespräche findest. Nicht für Liebe allein, auch

für Freundschaft ist mein Herz geschaffen, doch kenne ich auch ihre Gränzen, und überschreite sie gewiß nie. Meiner Unschuld mich bewußt, setzte ich mich übrigens über das Vorurtheil hinweg: daß junge Mädchen nicht auch junge Männer zu ihren Freunden erwählen dürfen. Tugend und Verstand sind mir schätzbar, wo ich sie finde; und bey jungen Männern sind sie mir es deshalb noch mehr, weil man sie da gewöhnlich selten antrift.

Ueberzeugt war zwar Ludwig noch nicht, daß Bertha den Geheimschreiber nicht lieben konnte, weil er nicht eitel genug war, sich vor ihm entschiedene Vorzüge beyzumessen, die Fortsetzung des Gespräches, welches zu lang war, um es mitzutheilen, überzeugte ihn aber endlich. Schuldlosigkeit sprach aus Bertha, doch überredender noch als diese waren ohne Zweifel ihre Liebkosungen. Ludwig, der über sie hatte richten wollen, bekannte sich zuletzt als Beleidiger, flehte sie um Verzeihung seines ungerechten Argwohns, und Bertha gewährte sie ihm.

Willig verzeihe ich dir — sprach sie — weil diese Eifersucht ein Beweis deiner heissen Liebe ist; doch wünschte ich wohl, daß dieser Plagegeist dir nie wieder Unruhe machen mögte. Auch fürchte ich, daß ich, wenn es wieder

geschähe, zu verzeihen nicht so willig seyn mögte als heut.

Vergebens bat Ludwig, daß sich Bertha aus Liebe zu ihm in ihrem Umgange mit Bruno einschränken mögte, damit dieser nicht vielleicht zum zweytenmale für ihn eine unschuldige Ursache banger Stunden würde. Bertha versicherte, daß sie ihm dies Opfer gern bringen würde, wenn nicht Liebe für seine und ihre Ruhe sie davon abhielte.

Wir würden beyde unglücklich seyn — setzte sie hinzu — wenn du dich nicht bemühtest, Eifersucht in deinem Busen zu verlöschen, jetzt da sie nur noch als Funke glimmt. Du mußt dich gewöhnen, mich mit Männern freundschaftlich umgehen zu sehen; fest kannst du aber immer der nicht zu erschütternden Treue deines Mädchens versichert seyn.

Dies versprach Ludwig, und nun erst reichte Bertha ihm den Mund zum Kusse der Versöhnung.

Ludwig bewies, gleich vielen seiner Brüder, wie allmächtig ein Mädchen einen Jüngling beherrschen kann, wenn sie Reize genug besitzt, ihn immer zu fesseln, und Verstand genug, ihn zu leiten. Ludwig, dessen Auge seit mehrern Tagen auf Bruno Zorn und Unwillen geblitzt hatte, kehrte nun, weil Bertha es wollte, nicht

nur wieder zu der Achtung zurück, mit welcher er ihm begegnet hatte, ehe er in ihm einen Nebenbuhler fürchtete, sondern behandelte ihn sogar so freundschaftlich, daß Bruno sich über diese schnelle Verändrung nicht wenig wunderte. Dennoch war es dem Grafen von Thüringen bey aller Gefälligkeit gegen Bertha und bey allem Bestreben: ihr unbedingt zu gehorchen, nicht möglich, den einmal entstandenen Argwohn aus seinem Herzen zu verbannen. Verrieth er ihn schon gegen Bertha nicht, so quälte er ihn doch öfters in der Einsamkeit seines Gemachs.

Minder glückliche Tage als zuvor verlebte jetzt Ludwig. Seine Eifersucht war kein Funken mehr, wie Bertha glaubte, nein, schon zum Feuer war sie aufgeflammt, das Ludwig nicht zu verlöschen vermogte. Genährt wurde die Flamme, da Ludwig, wenige Tage nach seinem Zwiste mit Bertha, den Geheimschreiber öfter bey ihr fand, als jemals. Nur wenn es Bertha nicht bemerkte, wagte er seinen Nebenbuhler gering anzublicken, allein dieser Blick schien die Kraft verloren zu haben, welche er sonst hatte. Mit einem Lächeln, das ihn höhnisch dünkte, sahe ihn Ludwig von Bruno vergolten. Dies Lächeln entflammte in Ludwigs Busen neben der Eifersucht auch Wuth, welche zu äußern nur die Furcht ihn zurückhielt: daß

Bertha ihn mit verminderter Liebe bestrafen würde. Ludwig schwieg; aber aus dem Innersten seines Herzens wälzte sich der furchterweckende Zweifel hervor: sollte Bertha dich vielleicht täuschen?

Gefoltert von diesem Gedanken floh Ruhe fern von Ludwig, wenn er schon in Berthas Gegenwart mit saurer Verstellung Ruhe und Heiterkeit heuchelte.

Am dritten der bangen Tage, welche er so verklagte, ging er zu Bertha, zu einer Zeit, wo er sonst gewöhnlich nicht bey ihr war. Seine Absicht war nicht, bey ihr Ruhe zu suchen, nein, belauschen wollte er sie mit dem Geheimschreiber, den er bey ihr wußte, und zum glücklichsten Augenblicke für seine Absicht; zum unglücklichsten aber für seine Liebe, trat er leise in Berthas Gemach.

Schrecken wurzelte ihn auf den Boden fest, da er Bertha in Brunos Armen fand. Mund auf Mund in heisser Umarmung, bemerkten sie beyde Ludwigs Erscheinen nicht, bis sie endlich durch Ludwigs Ausruf: ha, ihr Teufel in Engelsgestalt, nun seyd ihr entlarvt! — aus ihrem Wonnetaumel aufgeschreckt wurden. Wüthend sprang Ludwig auf den Geheimschreiber los, und Hitze hätte ihn vielleicht zum Mörder gemacht, wenn er nicht zu seinem und des Geheimschreibers Glücke ohne Waffen gewesen

wäre. So wurde es dem stärkern Bruno nicht schwer, den Jüngling Ludwig zu Boden zu werfen, worauf er seiner Geliebten in ein Seitengemach nachfolgte, in das sich diese schon während des Kampfes geflüchtet hatte. Betäubt durch den Fall, noch mehr aber durch das, was ihm vorher ging, bemühte sich Ludwig vergebens, die Thür zu öffnen, durch welche sich die Verbrecher geflüchtet hatten. Müde endlich der nutzlosen Mühe, eilte er rachеglühend zu dem Abte, vor ihm die Vorwürfe auszuschütten, denen seine Nichte entronnen war.

Siegfried war nicht minder zornig als Ludwig, doch war sein Zorn nicht mit Wuth verbunden, sondern mit Schmerz: in seiner Nichte sich getäuscht zu sehen.

O Bertha — jammerte er — Mädchen, das ich gleich meiner Tochter liebte, mußtest du diese Liebe mit solcher Schmach vergelten! Fast beginne ich an aller Weiber Tugend zu zweifeln, da auch die deinige nur Mummerey war! Laß mich jetzt, mein Sohn, daß ich die Unwürdige aus meinen Augen verbanne.

Siegfried eilte in Frau Ildegerdens Wohnung; trostlos aber kehrte er bald wieder zurück, von der weinenden Mutter begleitet.

Klage mit mir, mein Sohn — rief er Ludwigen entgegen — die Unwürdige ist ent-

flohen, wahrscheinlich von ihrem Verführer begleitet.

Dies unerwartete Begegniß raubte allen Besinnungskraft und Sprache. Der Abt wurde der seinigen zuerst wieder mächtig. Er suchte nun nach Bruno, kehrte aber nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück: daß sein Suchen vergebens gewesen wäre. Ludwig erbot sich, den Entflohenen mit seinen Dienern nachzusetzen, und Siegfried nahm sein Erbieten mit freudigem Danke an. Auch er beschloß mehrere seiner Diener auf Kundschaft auszusenden, sich selbst aber behielt er vor, den Entronnenen in der Stadt nach zu spähen.

Ludwig mit den Seinigen verließ Fulda zuerst, nachdem er zuvor dem Abte versprochen hatte, die Namen der Entflohenen nicht zu nennen, weil — wie Siegfried sagte — ihre Schande, mit deren Bekanntmachung vor aller Welt sie allerdings gebrandmarkt zu werden verdienten, auch auf ihn und Frau Ildegerd zurückfallen würde. Ludwig machte seinem Reinhard und seinen drey andern Knappen, aus welchen die ganze Dienerschaft des Grafen von Thüringen bestand, den Wunsch des Abtes bekannt, und alle schworen ihm auf ihr Schwerd unverbrüchliche Verschwiegenheit. Reinhard blieb bey seinem Herrn;

die andern Knappen fingen ihre Nachforschungen auf verschiedenen Wegen an.

Wer von euch nichts entdeckt — gab ihnen Ludwig Befehl — kehrt nach vier Tagen wieder nach Fulda zurück.

Dreyzehntes Kapitel.

Zweifel an aller Weiber Tugend bemächtigen sich unseres Helden.

Vier Tage waren vorüber, da kehrte Ludwig wieder heim nach Fulda, traurig, daß sein rastloses Forschen ihm nicht mehr gefruchtet hatte, doch nicht ganz leer von der Hoffnung: daß seine Knappen vielleicht glücklicher gewesen wären; aber der wehmuthsvolle Blick, mit welchem Siegfried ihm entgegen kam, verkündigte keine Erfüllung seiner Hoffnung. Ludwigs Blicke sagten dem Abt das nämliche, was jener in den seinigen las; und keiner verlangte von dem andern Bestätigung seiner, der Ueberzeugung schon so nahen, Furcht.

Also war alles vergebens? — fragte Ludwig nach langem quaalvollen Schweigen.

Alles

Alles — antwortetete Siegfried — da du, der von den Ausgezogenen zuletzt zurückkömmt, dies fragst.

Peinigendes Stillschweigen folgte nun wieder. Thränen in den Augen sahen alle sich traurig an, am reichlichsten aber flossen sie aus Ludwigs Augen, und er fühlte es lebhaft, daß in keines Busen der Schmerz so heftig wüthen könnte, als in dem seinigen. Seine Liebe, durch Berthas Verlust nur feuriger gemacht, wälzte von dieser alle Schuld auf den Verführer Bruno. Nichts überzeugte ihn von der ihrigen, ob er gleich anfangs gefunden hatte, daß wenigstens der Schein laut wider sie spräche. Unwillig war er über den Abt, daß dieser seine untreue Geliebte nicht eben so schuldlos glaubte, als er.

Ausser dem Gemeinsatze: daß kein Mädchen zu verführen ist, wenn sie standhaft widersteht; entäusserte einst Siegfried in Frau Ildegerdens Abwesenheit die Liebe, welche er sonst seiner Nichte bewies, so ganz, daß er sie mehr für Verführerin als für Verführte erklärte, ohne jedoch Ludwigen die Ursache dieses Argwohns zu nennen. Deutlicher erklärte er sich den Tag nachher.

Wehe thut es meinem Herzen — sprach er zu dem Grafen — daß ich dir sagen soll, was ich nicht ohne Grund von meiner unwürdigen Nichte glaube; aber meine Liebe zu dir läßt mich es dir nicht verhehlen, weil, was mir Schmerz macht, dir Trost gewähren muß. Zu spät sehe ich nun ein, daß Bertha nicht das war, wofür meine Liebe sie hielt. Kein gutes, tugendhaftes Mädchen war sie, nein, eine Buhlerin, die dadurch noch um so gefährlicher wurde, daß sie der feinsten Buhlerkünste kundig war, und Unschuld so kunstvoll zu heucheln verstand, daß man für Wahrheit hielt, was falscher Schein war. Sey daher fröhlich, mein Sohn, daß sie dich selbst wieder aus ihren Netzen entließ, und beklage den Verlust eines Mädchens nicht, das deiner Klagen so unwürdig ist als deiner Liebe.

Nein, Bertha war meiner Liebe werth — erwiederte Ludwig — und ewig werden meine Klagen ihr nachhallen! Ihr beschuldigt sie ungerecht, mein Vater! Bertha war keine Buhlerin, aber Bruno ein künstlicher Verführer, der, Gott weis auf welche Art! das argwohnleere Herz des guten Mädchens zu verstricken wußte.

Partheilichkeit, die zuvor auch mein Urtheil leitete, spricht aus dir — entgegnete der Abt — ist es dir aber möglich, frey über die

Unwürdige zu richten, so wird sie dir erscheinen, wie ich sie jetzt erblicke. Würde wohl Bertha sich in den ersten Augenblicken, wo sie dich wieder sahe, sogleich in deine Arme geworfen haben, wenn sie nicht wirklich wäre, wofür deine Vorliebe sie nicht erkennt?

Ludwig war weit entfernt, der Meynung des Abtes beyzupflichten, wenn schon, was er ihm gesagt hatte, den Eindruck nicht ganz verfehlte, den er damit bewirken wollte. Wenigstens stieg der Gedanke: sollte Siegfried richtiger urtheilen als ich; in dem Grafen empor. Seinem Herzen schien er zwar strafbar, dennoch konnte er ihn nicht verbannen. Immer kehrte er wieder, und so wurde nach und nach Idee, was anfangs nur flüchtiger Gedanke war. Ihn über sich herrschen zu lassen, war Ludwigs Liebe noch zu stark, doch wurden seine Zweifel an Berthas Tugend und Unschuld immer mächtiger.

Gequält von diesen und traurig, bisweilen über den Verlust seiner Geliebten, bisweilen auch, wenn dieser ihm des Traurens unwerth schiene, nur über seine Täuschung, wurden dem Grafen von Thüringen vier Tage zu einer Ewigkeit. Mit sich selbst uneins hatte er nirgends Ruhe; Fulda war seinem unruhigen Gei-

sie zu klein, und doch folgte er auch der Auffoderung seines Knappen nicht, welcher ihm den Rath gab: auf einem Ritterzuge Zerstreuung zu suchen. Ein anderer Vorschlag, welchen der Abt dem Grafen machte, fand seinen Beyfall.

Ich habe ein Geschäft an dem kaiserlichen Hofe — trat Siegfried in Ludwigs Gemach — das ich zwar sehr leicht einem andern anvertrauen könnte, aber selbst besorgen will, um meinen Geist, wo möglich, von den unangenehmen Dingen abzuziehen, an welche mich hier alles erinnert. Dir, mein Sohn, ist Veränderung und Zerstreuung noch nöthiger als mir, da ich sehe, daß du mehr leidest. Begleite mich. Das Geräusch an dem kaiserlichen Hofe giebt deinem Herzen vielleicht die Ruhe wieder, die du in deiner jetzigen Einsamkeit, wo alles dir das zurück ruft, wodurch du sie verlorst, schwerer erlangen wirst.

Mehr aus Gefälligkeit gegen den Abt, als aus Erkenntniß: daß die Befolgung seines Rathes ihm nützlich seyn würde; ging Ludwig mit ihm an den kayserlichen Hof. Die Zerstreuungen auf der Reise bewirkten nicht, was Siegfried gehofft hatte, da Ludwig das Ziel derselben nicht minder traurig erreichte, als er Fulda verlassen hatte, wohlthätigern Einfluß hatte

aber nun die neue Welt auf ihn, in welcher er sich jetzt befand.

Innig freuete sich der Abt, daß Ludwig schon merklich heiterer wurde, da er nur erst wenig Tage am kayserlichen Hofe zugebracht hatte. Um die glückliche Heiterkeit, welche Ludwig sonst genoß, ihm vollkommen wieder zu verschaffen, beschloß Siegfried, sich länger zu verweilen als die Beendigung seines Geschäfts erfoderte, und Anfangs sein Wille gewesen war, weil er hoffte, daß Ludwig unter seiner Leitung noch schneller wieder hergestellt werden würde, als wenn er sich selbst überlassen bliebe. Er zeigte ihm Gelegenheit zu immer neuen Zerstreuungen, suchte seine Zweifel an Berthas Tugend in Ueberzeugung zu verwandeln, und ihm zugleich zu dem Vorsatze zu entflammen: nie wieder durch eine ähnliche kunstvolle Mummerey sich täuschen zu lassen.

Siegfried sah seine Bemühung durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Ludwig wurde nach wenig Wochen so heiter, daß beynahe keine Spur von seinem vorigen Trübsinne übrig blieb. Auch hatten des Abtes Rednerkünste die Ueberzeugung in ihm hervorgebracht, daß Bertha ihn nur durch geheuchelte Tugend getäuscht hätte. Schnell vorübergehender Unmuth über diese Täuschung war das einzige, was selten seine Hei-

terkeit auf einige Augenblicke unterbrach, und neben dem Vorsatze: nie wieder sich täuschen zu lassen; entstanden zugleich Zweifel an aller Weiber Unschuld und Tugend in ihm.

In seinem Herzen mißbilligte zwar der Abt zu Fulda diese Zweifel, Sorgfalt für die Ruhe seines Pflegesohnes vermochte ihn aber, sie laut zu billigen. Erfüllt mit ihnen glaubte er Ludwigs Herz von den Eindrücken der Liebe mehr gesichert, und daß dies Herz noch einige Jahre lang von einer neuen Liebe frey bleiben möchte, war einer der eifrigsten Wünsche des Abtes.

Ludwig fand an dem kaiserlichen Hofe so vieles Vergnügen, daß der Entschluß des Abtes: ihn wieder zu verlassen; für seine Wünsche zu früh entstand, ob er sich gleich schon drey Monden lang daselbst aufgehalten hatte. Ehe noch Ludwig seine Abneigung, wieder nach Fulda zurückzukehren, laut äusserte, hatte sie Siegfried schon in seinen Mienen gelesen, und ob er gleich selbst nicht Willens war, länger am Hofe zu verweilen, so billigte er doch Ludwigs Wunsch des Gegentheils.

Mich, mein Sohn — sprach er zu dem Grafen — ruft pflichtmäßige Sorge für die Meinigen wieder heim in meinen Sprengel, da es hingegen deinem Besten nützlich ist, noch länger hier zu bleiben. Hier kannst du Welt,

Menschen und Hof kennen lernen, da du dir in Fulda diese nöthigen Kenntnisse nicht erwerben kannst. Bleibe also in dieser Schule, so lange es dir gefällt.

Ohne Lehrer, mein Vater? — fragte Ludwig bedenklich.

Eines Lehrers bedarfst du jetzt nicht mehr — antwortete Siegfried — aber ein Freund ist dir nöthig, um dir die Erlernung der Kenntnisse, welcher du dich hier widmen willst, zu erleichtern, deine Urtheile zu leiten, oder zu berichtigen, und die Gefahren von dir zu entfernen, welche dich Fremdling in der Welt, vielleicht bedrohen könnten. Nimm einen solchen Freund von mir, und sey versichert, daß meine Wahl deinen vollkommensten Beyfall erhalten wird, wenn du den würdigen Mann ganz kennen lernst, den ich dir zum Führer in den Irrgängen, die dir nicht bekannt sind, zurück lassen will.

Empfangt im voraus meinen innigsten Dank für eure gütige Vorsorge — erwiederte Ludwig — aber wer ist der würdige Mann, von dem ihr glaubt, daß er mein leitender Freund werden will?

Ich glaube dies nicht nur — entgegnete Siegfried — sondern weis es schon gewiß. Ueberzeugt, daß es dir angenehm und nützlich

seyn würde, wenn du dich an dem Hofe der Kaiserin zum Weltmann und Regenten ausbilden könntest, bat ich meinen Freund Gerhard, mit dir hier zurück zu bleiben. Er erfüllte meine Bitte, so wie er die gerechten Erwartungen, welche ich mir von ihm mache, erfüllen wird. Daß Vater Gerhard mein Freund ist, weist du, aber unbekannt ist es dir ohne Zweifel, daß er den größten Theil seines Lebens in dem Geräusche der großen Welt und an Höfen zubrachte. Auf Kosten seiner Ruhe lernte er beyde genau kennen, und floh vor einigen Jahren in ein stilles Kloster, um hier von den Mühseligkeiten auszuruhen, welche in der Welt sein Loos waren. Freudig vertauscht jetzt der menschenfreundliche Mann seine ruhige Zelle mit der unruhigen Welt, um dich, den er liebt, durch seine Kunde vor den Gefahren zu bewahren, welchen du, unerfahrner und argloser Jüngling, der alle Menschen so gerad und offen glaubt, als er sich fühlt, furchtlos entgegen laufen würdest.

Ludwig wiederholte dem Abte seinen feurigen Dank, worauf er ihn in das Gemach des Vaters Gerhard begleitete.

Nehmt ihn auf, ehrwürdiger Vater, den Jüngling, dessen Führer und väterlicher Freund

ihr werden wollt — stürzte sich Ludwig in die Arme des Greises.

Ich danke euch, Herr Graf — erwiederte Gerhard — daß ihr mich jetzt schon mit einem Namen nennt, den ich zu verdienen suchen werde. Ja, guter, noch unverdorbener junger Mann, der alte Gerhard ist euer Freund und seine Wünsche sind erfüllt, wenn es ihm gelingt, euch neben der Ruhe eures Herzens auch die Ruhe des Gewissens zu erhalten, denn ihr sollt wissen, daß dies edelste unter allen irdischen Gütern in der grossen Welt gar oft verlohren geht.

Kurz nachher machte sich Siegfried wieder nach Fulda auf, nachdem er beym Abschiede den jungen Grafen ermahnt hatte, sich seinem Führer in jeder Gelegenheit ohne Zurückhaltung anzuvertrauen. Gerhard bedurfte dieser Empfehlung nicht, sein liebevoller menschenfreundlicher Blick hatte ihm schon Ludwigs vollkommenstes Zutrauen erworben.

Vierzehntes Kapitel.

Wieder etwas von Bertha.

Ueber zwey Jahre blieb Ludwig an dem kaiserlichen Hofe, wir wissen aber von diesem langen Zeitraume weniger zu erzählen, als von manchem einzelnen Tage in Ludwigs früherm Leben, so reich an Begebenheiten auch sonst gewöhnlich das Leben an Höfen ist.

Euch, theure Leser, mitzutheilen, was die skandalöse Chronik von der Kayserin Agnes und dem Bischofe Heinrich von Augsburg sagte, würde uns zu weit von unserm Helden abführen; und diesem selbst begegnete nichts, für dessen Mittheilung wir eure Aufmerksamkeit hoffen könnten.

Auf den Rath seines weisen Führers war Ludwig nur Zuschauer der mancherley Begebenheiten, welche hier einander drängten, er selbst nahm an keiner Theil. Die Leiden, welche ihm bisher die Liebe gebohren hatte, schienen seinem Herzen alle Empfänglichkeit für diese Leidenschaft geraubt zu haben. Er floh die Schönheiten, die den kayserlichen Hof zierten, wie schöne Schlangen, die zwar durch ihre glänzende Haut die Augen reizen, den Beobachter aber

zugleich mit Furcht erfüllen. Auch männliche Bekanntschaften machte er wenige, weil Gerhard ihm Vorsicht empfahl, und der Hof der Kayserin Agnes wenig wackere Männer zählte.

Sich auf Kosten der Kayserin oder ihres jungen Sohnes zu bereichern, schienen alle sich zum Zwecke ihrer Handlungen gemacht zu haben. Oft bedauerte Ludwig den unglücklichen Heinrich, daß er unter solchen Menschen lebte; und traurig und mitleidsvoll theilte er dem Vater Gerhard die Bemerkung mit, daß die Erzieher des jungen römischen Königs ihn, der unter der Bildung weiser Männer, einer der glücklichsten und würdigsten Regenten werden würde, recht absichtlich zu einem unglücklichen und unwürdigen zu machen schienen.

Unter allen Männern, deren Bekanntschaft Ludwig machte, fand er den Grafen Otto von Nordheim noch am ersten seiner Achtung werth, doch schätzte er diesen nicht als Mann, sondern nur als einen tapfern und erfahrnen Krieger. Graf Otto wußte sich die Gunst der Kayserin zu erwerben, indem er sich das Ansehen gab, daß alles, was sie oder ihren Sohn betraf, ihm nahe am Herzen läge, und seine Absicht: die Kayserin zu täuschen; gelang ihm vollkommen. Auch unsern Ludwig würde er getäuscht haben, hätte nicht Gerhard seinen Blick geschärft. Die-

ser welterfahrne Mann zeigte ihm, daß Graf Otto nicht minder aus eigennützigen Absichten handelte als andere.

Graf Otto — sprach der tiefblickende Gerhard, — sucht das Herzogthum Bayern zu erschleichen, und ich zweifle nicht, daß seine Absicht ihm gelingen wird. Die Kayserin und ihr Rathgeber Heinrich halten den Grafen für einen getreuen Anhänger und, theils ihn zu belohnen, theils auch einen mächtigen Freund an ihm zu erhalten, werden sie seine nach Bayerns Besitz strebenden Wünsche nicht unerfüllt lassen, aber schrecklich getäuscht werden sie sich in ihrer Erwartung sehen; denn Otto wird die Larve, unter welcher er sich jetzt Zutrauen erwirbt, ablegen, sobald er seine Absicht erreicht sieht. Otto, den die Kayserin sich und ihrem Sohne ganz ergeben glaubt, wird sich bald beyden als einen ihrer ersten Feinde zeigen.

Daß Gerhard richtig urtheilte, wird unsern geschichtskundigen Lesern nicht unbekannt seyn, zum Theil auch sich aus dem Erfolge dieser Geschichte ergeben. Doch wir wollen zukünftige Begebenheiten nicht verrathen, sondern lieber eine vergangene aufhellen. Jetzt, da die philosophische Ruhe, in welcher Ludwig an dem kayserlichen Hofe lebte, unsrer Feder keinen Stoff

giebt, glauben wir sie am schicklichsten mit Bertha beschäftigen zu können.

Die Erzählung, welche Bertha unserm Helden von der Geschichte ihrer frühern Jahre machte, war so wenig Wahrheit als die Rolle, welche sie in Fulda spielte, so lange sie Ludwigs Geliebte war; aus reinen Quellen hingegen ist geschöpft, was Ihr, theure Leser, auf den nächsten Blättern lesen werdet.

Bey ihrer Mutter lebte Bertha in Fulda, bis nach Bardos Tode Ludwig dahin kam; aus weisen Ursachen hielt aber nun Siegfried ihre Entfernung für nöthig, weil er befürchtete, daß Bertha, wenn sie in Fulda bliebe, vielleicht zu einem ähnlichen Abentheuer Veranlassung geben könnte, als Ludwig und Dedo einst in dem Garten der Frau Ildegerd bestanden. Nicht schwer wurde es dem Abte, Frau Ildegerden zur Entfernung ihrer Tochter zu bereden, da es ihrer Eitelkeit schmeichelte, wenn sie für ein Mädchen angesehen wurde: und dieses Opfers hoffte sie sich noch öfter freuen zu können, wenn der lebendige Beweis des Gegentheils von ihr entfernt lebte. Siegfried brachte sein Töchterlein — denn dies war Bertha wirklich, wie wir eben nach tieferm Forschen gefunden haben — nicht nach Bremen, sondern nach Cölln zu einem seiner Freunde.

Sobald Benno — dies war der Name von Siegfrieds Freunde — in der kleinen Bertha eine aufblühende Schönheit erblickte, nahm er sich vor, ihr eine Bildung zu geben, die ihr, mit ihren Reizen verbunden, die glänzende Hoffnung erlaubte: dereinst die Geliebte eines geistlichen Fürsten zu werden; doch verschwieg er seinem Freunde Siegfried die Absichten, welche er mit seiner Tochter hatte, weil er befürchtete, daß sie vielleicht seinen Beyfall nicht erhalten möchten.

Die Geliebten geistlicher Fürsten galten jetzt nicht mehr für rechtliche Weiber, für welche sie, ob sie gleich nie den Namen ihrer Männer führten, ein Jahrhundert früher gegolten hatten; sie waren blos, wie noch in den heutigen Tagen, ihre — Geliebten, und Siegfried hatte gegen seinen Freund geäussert, daß seine Bertha, dies mit seinem Willen nie werden sollte. Von den niedrigern Geistlichen hingegen wußte man noch allgemein, daß sie Weiber hatten, und die Gattin eines solchen zu werden, wünschte Siegfried seiner Bertha, daher er seinen Freund bat, sie so zu erziehen, daß sie einst als die Hausfrau eines wackern Layen, oder als die geheime Gattin eines niedrigern Geistlichen glücklich leben könnte. Benno hatte zwar versprochen: Siegfrieds Absichten gemäß zu han-

deln; ließ sich aber dadurch an der Gemäßhandlung der seinigen nicht verhindern.

Fürsten haben gewöhnlich schneller abwechselnde und wunderlichere Launen als andre Menschenkinder, die ihren Willen nicht zum Gesetze machen können; mehr Künste als bey diesen müssen daher bey ihnen Mädchen anwenden, wenn sie sie auf lange Zeit gefesselt halten wollen. Dies erkannte Benno, und aus dieser Erkenntniß floß der Entschluß: seiner Pflegetochter in diesen schweren Künsten, von einer großen Meisterin in denselben, Unterricht geben zu lassen. Er brachte sie zu der Geliebten seines Erzbischofs, welche die Ausbildung der reizenden Bertha gern übernahm, da sie mit dem Vater Benno in freundschaftlicher Verbindung stand, und sie, gleich ihm, das schöne Mädchen würdig fand, einst die Geliebte eines Fürsten zu werden.

Es liegt uns nicht ob, zu entscheiden, ob Benno richtig urtheilte: daß die Geliebte eines Fürsten, wenn sie diesen Namen lange behaupten wollte, aller Künste der feinsten Buhlerey kundig seyn müßte; daß er aber wirklich dieser Meynung war, hält unsere schriftstellerische Treue, zu melden, für Pflicht.

Eine bessere Lehrerin als die, welcher er sie anvertrauete, hätte Benno seiner Pflegetoch-

ter nicht geben können; denn die Geliebte des Erzbischofs von Cölln machte vielleicht allen ihren Schwestern in Kunsterfahrungen den Rang streitig.

Leichtsinn und lebhafter Geist machten Bertha für die Lehren empfänglich, die ihr die Geliebte des Erzbischofs durch Worte und Handlungen gab. Ueber die Art dieses Unterrichts uns weitläuftiger zu verbreiten, würde uns zu weit von unserm Plane abführen, daher also nur mit wenig Worten den Erfolg desselben.

Eine Buhlerin wurde zwar Bertha unter den Händen ihrer Bildnerin, doch keine Buhlerin niedriger Art; sondern nur das, was wir jetzt Kokette nennen, und wofür man damals noch keine Benennung hatte. Eroberungen zu machen, war Berthas Bestreben, und das Triebrad ihrer Handlungen; doch machte sie sie nicht, ihrem Herzen oder ihren Begierden zu frommen, nein, ihrer Eitelkeit dadurch zu opfern, war ihre einzige Absicht. Zu edel, sich zur feilen Buhlerin herab zu würdigen, war ihr Herz bey allen erotischen Abentheuern, welcher sie am Ende ihres vierzehnten Jahres schon mancherley bestanden hatte, frey und ohne Theilnahme geblieben, auch war es ihr fester Vorsatz: es kein wandelndes Geschenk werden zu lassen, son-

dern dem, welchem sie es einmal geben würde, den Besitz desselben nie wieder zu rauben. Uebrigens besaß Bertha in der Kunst: sich zu verstellen, und Liebe zu heucheln; eine seltne Geschicklichkeit.

Seit zwey Jahren hatte sie es ihr einziges Geschäft seyn lassen, einen Mann auszuspähen, den sie des ungetheilten Besitzes ihres Herzens würdig erklärte, als sie ihr vierzehntes Jahr beendigte, noch hatte sie aber nicht gefunden, was sie suchte. Jetzt kam Siegfried nach Cölln, erfuhr die Bemühungen seiner Tochter, und sahe sich in den Erwartungen, welche er sich von seinem Freunde Benno gemacht hatte, schrecklich getäuscht, da Bertha das so ganz nicht war, was er sie wünschte. Zum ersten male war er unzufrieden mit Benno; zum ersten male machte er ihm Vorwürfe, doch konnten diese freylich das Uebel nicht heilen, das durch Bennos Schuld einmal entstanden war.

Siegfried beschloß daher einen Versuch, ob er und Frau Ildegerd nicht wieder würden verbessern können, was Benno verdarb. Er würde seine Tochter gleich mit sich genommen haben, wenn nicht die Furcht ihn zurückgehalten hätte: daß in ihrem und Ludwigs Herzen die Liebe, welche vor mehreren Jahren schon darin-

nen keimte, zu beyder Unglück vollends reifen möchte. Nach reifer Ueberlegung entschloß er sich demnach, kurz nach seiner Heimkehr nach Fulda, Bertha von Cölln abholen zu lassen, sie in der Wohnung ihrer Mutter unter verändertem Namen einzuführen, und vor Ludwigen sorgfältig verborgen zu halten; denn er fürchtete, daß es diesem verrathen werden möchte, wenn Bertha in seiner Gesellschaft nach Fulda käme.

Unmittelbar nach seiner Zurückkunft dahin ging Siegfried, auf die Bitte Ludwig des Bärtigen, mit seinem Zöglinge nach Maynz; und jetzt in der Abwesenheit des letztern schien es jenem die schicklichste Zeit, die verbildete Bertha in die Arme ihrer Mutter zurück zu rufen. Er sendete einen Vertrauten nach Cölln, welcher eben bey dem Vater Benno ankam, als dieser ein Schreiben an den Abt zu Fulda abschicken wollte, worin er ihn dringend bat: Bertha schleunig abholen zu lassen — eine Bitte, zu welcher ihn die Geliebte seines Erzbischofs verpflichtet hatte.

Sorgfältig hatte diese bisher ihre reizende Schülerin vor den Augen ihres fürstlichen Geliebten verborgen gehalten, weil sie befürchtete, daß sie vielleicht vor ihnen Gnade finden möchte. Den Tag zuvor, ehe Siegfrieds Vertrau-

ter bey dem Vater Benno anlangte, hatte der Erzbischof von Cölln durch einen Zufall, von welchem unsere Urkunden nichts näheres berichten, das reizende Mädchen gesehen, das seinen Blicken verborgen bleiben sollte. Zum Glücke für seine Geliebte geschahe dies in ihrer Gegenwart; zu ihrem Schrecken aber bemerkte sie etwas in den Blicken des Erzbischofs, das in ihr Furcht erregte: die kaum aufgeblühte Schönheit, welche der Erzbischof bewunderungsvoll anstaunte, möchte vielleicht sie aus seinem Herzen verdrängen; und die Furcht wurde durch die Theilnahme vermehrt, mit welcher sich der Erzbischof nach dem schönen Mädchen, das ihm so wohl gefallen hatte, näher erkundigte. Die furchtvolle Geliebte nannte Bertha eine ihrer Verwandten, welche sie mit ihrer Mutter besucht hätte, und heut Cölln wieder verlassen würde.

Sobald der Erzbischof seine Geliebte verlassen hatte, eilte diese zu dem Vater Benno, welchem sie ihre Furcht mittheilte und ihn bat: die gefährliche Bertha so lange bey sich zu verbergen, bis der Abt zu Fulda, um sie abzuholen, einen Eilboten senden würde, um welchen Benno ihn ohne Verzug bitten sollte. Groß war die Freude der Herzensbeherrscherin des

Erzbischofs, da durch Berthas schnelle Entfernung alle ihre Besorgnisse gehoben wurden.

Bertha kam glücklich bey ihrer Mutter an, fand aber das einsame Leben, zu welchem sie hier bestimmt war, so lästig, als ihren Wünschen widersprechend. Sie gedachte in Fulda die Nachforschungen fortzusetzen, die sie in Cölln ohne Erfolg angefangen hatte, daher sie mit ihrem Schicksale nicht wenig unzufrieden war, daß sich ihr hierzu so gar keine Gelegenheit zeigte. Durch die düstre Miene, welche ihr Gesicht umflohrte, und die Reize desselben verdunkelte, äusserte sie die Unzufriedenheit mit ihrer Lage gegen ihre Mutter. Frau Ildegerd forschte nach der Ursache dieser ihr so unangenehmen Veränderung, denn die Heiterkeit, mit welcher Bertha in ihr Haus trat, verwandelte sich schon den andern Tag in Trauer.

Warum so mismuthig, meine Tochter? — fragte die besorgte Mutter — beklagst du vielleicht den Verlust eines Geliebten, den du in Cölln zurück lassen mußtest?

O nein — erwiederte Bertha — der Anbeter hatte eure Tochter zwar schon genug, aber einen Geliebten noch nie.

Und was sonst — fuhr Frau Ildegerd fort — hat dein heiteres Gesicht in Falten gezogen?

Mismuth, daß ich es hier so ganz anders sehe, als es in Cölln war — antwortete Bertha — ihr, beste Mutter, scheint der Welt ganz abgestorben zu seyn, denn ich finde in eurer Wohnung eine Oede, gegen die klösterliche Stille Geräusch ist.

So ganz öde, als Bertha klagte, war es eben nicht in der Wohnung ihrer Mutter, denn der ehrliche Siegfried betrog sich in der Hoffnung: daß er, ausser ihrem Beichtvater, der einzige Mann wäre, der sie besuchte; gar sehr. Frau Ildegerd nahm im geheim von manchem jungen artigen Manne freundschaftliche Besuche an, nur jetzt hielt sie sich so ganz eingezogen, weil sie mit ihrer Tochter erst ganz genau bekannt werden mußte, ehe sie es wagen konnte, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Angenehm war ihr daher jene Aeusserung ihrer Tochter. Doch ohne sich zu verrathen, versprach sie blos, ihr aus mütterlicher Liebe wider den Willen des Abtes Gesellschaft und Unterhaltung zu verschaffen, wenn sie Verschwiegenheit genug besässe, sich gegen den Abt nicht zu verrathen.

Bertha versicherte, daß sie nicht an sich selbst zur Verrätherin werden würde, wenn man ihr gleich nicht in Cölln Verschwiegenheit als die erste der Tugenden eingeprägt hätte; und noch an dem nämlichen Tage hörte die Woh-

nung ihrer Mutter auf, die Einöde zu seyn, welche Bertha sie zuerst gefunden hatte. Liebenswürdige junge Männer in geistlicher und weltlicher Kleidung schufen sie zu einem Sitze der Freuden um, wodurch Bertha Gelegenheit erhielt, ihre Fähigkeiten vor ihrer Mutter zu entwickeln. Frau Ildegerd, minder streng als der Abt, freuete sich derselben, dankte in ihrem Herzen dem Vater Benno für die glückliche Bildung, die Bertha durch seine Vermittelung erhalten hatte, und sahe diese schon im Geiste über das Herz eines ansehnlichen geistlichen Fürsten, so wie über sein Land herrschen. Ein Glück, nach welchem ihre eigenen Wünsche sich vergebens gesehnt hatten, denn so große Hoffnung auch Siegfried hatte, auf der Leiter des politischen Glückes höher zu glimmen: so wenig hatte Frau Ildegerd: die mittelbare Beherrscherin des Landes zu werden, das ihn Herr nennen würde, da Siegfried ihr kaum vergönnte, in seine häuslichen Angelegenheieen zu sprechen.

Frohe Tage verlebten Bertha und ihre Mutter, bis nöthige Einschränkung sie nach des Abtes Zurückkunft endigte, doch ein glücklicher Einfall des Abtes machte, daß sie nur einen Tag lang die Freuden entbehren mußten, die sie in seiner Abwesenheit im vollen Maaße genossen hatten. Frau Ildegerd theilte ihm ihre Bemer-

kung über die Art der Buhlerey ihrer Tochter mit, verschwieg aber freylich sorgfältig, durch welche Veranlassungen sie sie gemacht hätte, und gab daher vor: aus den verborgensten Falten in Berthas Herzen gestohlen zu haben, was sie ohne Mühe hatte sehen können.

Diese Bemerkungen waren dem vollkommen gleich, was wir unsern Lesern über Berthas Charakter gesagt haben, und Siegfried freuete sich innig, seine Tochter besser zu finden, als er gefürchtet hatte. Um sich zu überzeugen, ob Ildegerd auch wirklich so tief in Berthas Herz geblickt hätte, als sie sich schmeichelte, beschloß Siegfried: ihr zu genauerer Prüfung Gelegenheit zu geben.

Laß das Mädchen — sprach er zu Ildegerden — mit jungen Männern Bekanntschaft machen, belausche sie dann, und siehe, ob du dich nicht in ihr betrogst.

Wie aber — fragte Frau Ildegerd — soll sie diese machen, da ich selbst keine habe? Und würde dann nicht vielleicht ihre Gegenwart dem Grafen von Thüringen verrathen werden?

Das erste überlaß ich dir — gab Siegfried zur Antwort — Ihr Weiber seyd ja sonst listig genug; und hoffentlich wirst du doch Freundinnen haben, die nicht so ganz ohne männ-

liche Gesellschaft leben, wie du. Zu diesen führe deine Tochter, und wenn sie Liebhaber findet, öffne diesen dein Haus, um sie hier mit ihr zu belauschen. Daß Ludwig Bertha entdecken könnte, bekümmere dich nicht. Der arme Knabe ist zu einzig mit der Gräfin Adelheid beschäftigt, um ausser ihr für etwas Sinn zu haben.

Freudig ging Frau Ildegerd mit ihrer Tochter aus, doch nur zum Scheine in der dem Abte genannten Absicht, denn es bedurfte nur eines Winkes von ihrer vertrauten Kammerfrau und drey der jungen Männer, welche es sonst kaum gewagt hatten, im Verborgenen in Ildegerdens Wohnung zu schleichen, besuchten sie jetzt öffentlich. Doch wir eilen zu dem Theile ihrer Geschichte, der in der Geschichte unseres Helden Epoche machte.

An dem Tage, an welchem Siegfried in Ludwigs Blicken neben dem Schmerze über Adelheidens Verlust auch Wuth las, stieg der fürchterliche Argwohn in ihm auf: daß Ludwig vielleicht an dem Pfalzgrafen von Sachsen zum Verbrecher werden könnte, wie er es einst an Dedo wurde. Dies zu verhüten, wußte er keinen Rath, und Verlegenheit trieb ihn zu Frau Ildegerden, um bey ihr welchen zu suchen. Kaum war Frau Ildegerd vom Stande der Din-

ge unterrichtet, als sich ihrer mit einem male der Gedanke bemächtigte: ihre Tochter, wo nicht zur Gräfin von Thüringen, doch durch die Herrschaft über Ludwigs Herz zur Beherrscherin dieses Landes zu machen. Sie würde ihren Plan sogleich nach seinem Entstehen zerrüttet haben, wenn sie ihn dem Abte mitgetheilt hätte, doch gelang es ihrer List, diesen zum Mitarbeiter desselben zu machen, ohne daß er es zu seyn ahndete.

Ein Mittel weis ich nur — begann Frau Ildegerd — eure gerechten Besorgnisse zu heben, doch fürchte ich, daß euch die Anwendung desselben vielleicht bedenklich scheinen wird.

Siegfried. O sprich, liebe Ildegerd! Eile die Furcht von mir zu nehmen, welche mich foltert!

Ildegerd. Vermittle eine unerwartete Zusammenkunft des jungen Grafen mit unserer Tochter.

Siegfried — sie unterbrechend — Und was sollte diese nützen?

Ildegerd. Das wird eure Neugier sogleich vernehmen. Ein Blick von Bertha wird in dem Busen des Grafen die Liebe wieder anflammen, die einst darinnen glühete, und ihn hinfort weder an Adelheiden noch an den Pfalzgrafen von Sachsen denken lassen.

Siegfried. Du trauest der Schönheit deiner Tochter viele Kraft zu.

Ildegerd. Nicht mehr, als der Erfolg bestätigen wird.

Siegfried. Lassen wir dies ohne Untersuchung. Gesetzt auch, daß dein Mittel wirksam wäre, so ist es doch nicht anwendbar.

Ildegerd. Ich finde es so anwendbar als wirksam. Warum ihr nicht auch?

Siegfried. Weil ich dem Besten des Pfalzgrafen von Sachsen die Ruhe meiner Tochter nicht opfern will. Fluchen müßte ich mir, wenn ich selbst in ihrem Busen eine Liebe entzündete, die nie befriedigt werden kann.

Ildegerd. Unnütze Furcht! Berthas Herz wird kalt bleiben, wenn Ludwig es voll glühender Liebe für sich wähnt, denn Bertha versteht die seltne Kunst: Feuer zu scheinen, wenn ihr Herz Eis ist. Dies und ihr Verstand, der ihr nicht erlaubt, sich in hoffnungsleere Träume zu wiegen, wird sie vor allem Nachtheile für sie selbst sichern. Beraubet sie demnach der, vielleicht nie wiederkehrenden, Gelegenheit nicht, durch das Gute, das sie jetzt mit ihren Buhlerkünsten bewirken kann, das Böse abzubüßen, welches das arme irre geleitete Mädchen früher vielleicht dadurch ausübte.

Lange widersetzte sich Siegfried, zuletzt aber siegten Ildegerdens Vorstellungen und ihre süsse Beredsamkeit. Er willigte in die Anwendung des von ihr vorgeschlagenen Mittels, beschloß aber doch, sich desselben nur im letzten Nothfalle zu bedienen. Dies war der Grund, warum er seinen Zögling dann erst zu Bertha führte, als er schon im Begriffe war, sein Roß zu besteigen, um — wie Siegfried befürchtete — zur Rache nach Weissenburg zu eilen.

Frau Ildegerd hatte indessen ihren schönen Plan der geliebten Tochter mitgetheilt, welche sich der Ausführung desselben nicht wenig freuete. Die Beherrscherin Thüringens zu werden, war allerdings ein Preis eines langen und mühsamen Kampfes würdig, doch begann Bertha zu zweifeln, ob er ihr werden würde, sobald sie bemerkte, daß sie mit so leichter Mühe die Liebe zu Adelheiden aus Ludwigs Busen verdrängte.

Frau Ildegerd wünschte ihrer Tochter Glück, daß ein so glücklicher Anfang ihrem Plane Gedeihen und Reife verspräche, und wunderte sich sehr, da ihre Tochter eben hieraus genau das Gegentheil folgerte.

Die Geliebte des Grafen von Thüringen — sprach Bertha — bin ich zwar und meinem Herzen sollte es nicht schwer werden, auch ihn mit Wahrheit **Geliebter** zu nennen, aber

fern sey dies von mir, da ich mir nicht mit der kleinsten Hoffnung schmeicheln dürfte, jenen Namen mit seinen Rechten lange zu behalten.

Du wärst der Reize unwürdig, womit Natur und Kunst dich beglückten, wenn du eher rastetest, als bis du dich die Gemahlin des Grafen von Thüringen sähest — strafte Ildegerd ihrer Tochter Muthlosigkeit — diese, nicht nur Ludwigs Geliebte mußt du werden, wenn du die seltnen Kräfte weislich zu benutzen verstehst, in deren Besitze du dich befindest.

Still, liebe Mutter, — entgegnete Bertha lächelnd — ihr möchtet mich stolz machen. Ein Mädchen wie ich, das seinen Vater nicht nennen darf, kann nie eine Gräfin von Thüringen werden.

Doch wenigstens es ohne diesen Namen beherrschen — wendete Frau Ildegerd ein.

Durch den leichtsinnigen, veränderlichen Ludwig unmöglich — entschied Bertha — der Ruf hat mir die Gräfin Adelheid als eine Schönheit geschildert, welcher ich mich vielleicht nicht gleich stellen kann. Ludwig liebte sie bis zur Raserey, er sieht mich und seine Liebe verlöscht, verlöscht so plötzlich, daß kein Funken mehr in seinem Herzen glimmt. Jetzt liebt er mich,

aber ein Blick, ein Kuß von einem andern Mädchen, kann eben so plötzlich diese Liebe aus seinem Herzen scheuchen, als ich daraus, durch diese Mittel, die Liebe zu der schönen Adelheid scheuchte.

Grillenfängerey — rief Frau Ildegerd — wozu diese Furcht! Warum rechnest du so gar nichts auf die Liebe, mit welcher du den Grafen von Thüringen noch als Knabe erfülltest? Diese aufzuregen, war nicht schwer; in seinem Busen neue zu entzünden, wird aber jedem andern Mädchen unmöglich seyn, da meine Bertha Geschicklichkeit und Reize genug besitzt, einen Mann in den Fesseln immer fest zu halten, in welche ihn nur einer ihrer Blicke schmiedet.

Vorliebe — verzeiht eurer frey sprechenden Tochter — Vorliebe leitet euch irre — widersprach Bertha — von jenem Kinderspiel, auf das ihr deutet, ist gewiß kein Eindruck in Ludwigs Herzen zurück geblieben. Der junge Graf von Thüringen ist ein sinnlicher Mensch, der ohne Rückerinnerung an das Vergangene nur für das lebt, was gegenwärtig seine Sinne reizt. Nach kurzem Genusse von ihm mich verstossen, zur verabschiedeten Buhlerin mich herabgewürdigt zu sehen, würde das unvermeidliche Schicksal eurer beklagenswürdigen Tochter seyn, wenn sie sich dem verführerischen Lüstlinge Preis

gäbe. Eine feile Dirne, die sich ihm in die Arme würfe, würde mir sein Herz rauben, wenn auch Neuheit nur der einzige Reiz wäre, den sie vor mir hätte.

Frau Ildegerd nannte dies alles Hirngespinnste, und ließ es sich ernstlich angelegen seyn, den Kopf ihrer Tochter von diesen luftigen Geweben zu befreyen. Zu Berthas und Ludwigs Glücke, war alle ihre Mühe vergebens. nichts konnte das furchtvolle Mädchen zur Umänderung ihrer Meynung verleiten. Berthas Herzen gab demnach das angefangene Abentheuer mit dem Grafen von Thüringen so wenig Beschäftigung, als ihrer Hoffnung: eines zukünftigen glänzenden Glückes; für ihren Verstand aber wurde die Beendigung desselben, nach dem Wunsche des Abtes, eine dringende Angelegenheit, so wie es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, einen Jüngling, wie Ludwig, ihren Zepter küssen zu sehen. Doch diese nicht allein, sondern der Wunsch: etwas Gutes zu bewirken; vermochte sie, eine Rolle aus zu spielen, die ihr bisweilen lästig wurde. Durch wiederholte Versicherungen: daß dies ohne Nachtheil für die Ruhe ihres Herzens geschehen könnte; und durch die Unbefangenheit, mit welcher sie öfters über das Verhältniß zwischen ihr und Ludwig scherzte, beruhigte sie ihren sorgfältigen

Vater gänzlich. Mit ihm gemeinschaftlich ging sie nun zu Werke, noch mehr, sie wurde sein Organ. Das Werk des Abtes zu Fulda war alles, was zwischen Ludwig und Bertha vorging.

Siegfried war völlig wieder mit seiner Tochter ausgesöhnt. Er beschloß, sie für den schlimmen Verdacht, in welchem sie bey ihm gestanden hatte, durch die Hand eines liebenswürdigen Mannes zu belohnen, und machte sein Urtheil nicht zum Maaßstabe seiner Liebenswürdigkeit, nein, seine Liebe bewog ihn, sich bloß nach dem Urtheile seiner Tochter zu richten, doch wünschte und hoffte er allerdings, daß es mit dem seinigen übereinstimmen möchte. Seine Wahl war auf seinen Liebling, den Geheimschreiber Bruno, gefallen, ohne aber hiervon das geringste zu äussern, machte er ihn mit Bertha bekannt.

Bertha sahe den liebenswürdigen Bruno, und die Liebe, mit welcher sie spielte, rächte sich durch ihn an ihr.

Siegfried freuete sich, daß seine Wahl auch die Wahl seiner Tochter wurde. Bertha und Bruno verhehlten sich ihre gleichgestimmten Empfindungen nicht lange, und in Brunos Armen fand Bertha die Wonne wahrer Liebe.

Bruno war von dem Verhältnisse benachrichtigt, in welchem seine Geliebte mit dem Gra-

fen von Thüringen stand; so ganz aber auch Bertha ihr Herz vor ihm entschleiert zu haben glaubte: so wenig blieb er doch von allen Anwandlungen der Eifersucht gegen Ludwig frey. Wenigstens war es ihm widrig, durch diesen die Summe seines Glückes vermindert zu sehen, wenn auch jene sich nicht in ihm regte. Daher der Ausdruck des Neides und Unwillens, welchen Ludwig öfters auf seinem Gesichte las. Was aber Ludwig für Würkung seiner zornigen Blicke hielt, war dies nicht, sondern Berthas Werk, die ihren Geliebten durch geheime Winke lenkte.

Sobald Siegfried den Grafen von Thüringen von der Liebe gegen die Gräfin Adelheid völlig geheilt; und den Pfalzgrafen von Sachsen vor seiner Rache gesichert glaubte, beschloß er, die Liebenden der lästigen Lage zu entreissen, in welche sie Ludwig setzte. Diesen seine Liebe zu Bertha vergessen zu machen, wollte er sich des nämlichen Heilmittels bedienen, das er nachher anwendete. Den Abend des Tages, an welchem Ludwigs Eifersucht den höchsten Grad erreichte, hatte er dazu bestimmt, ihn um seine Begleitung an den kayserlichen Hof zu bitten, allein der Ausbruch von Ludwigs Eifersucht nöthigte ihn, seinen Plan zu verändern.

Sieg=

Siegfried war wirklich in Frau Ildegerdens Wohnung gegangen, doch nicht, wie er damals sagte, um die Verbrecher zu strafen, sondern den erschrockenen Liebenden Rath und Trost zu geben. Auf sein Geheis hielt sich Bertha in dem geheimsten der Gemächer ihrer Mutter verborgen, wo auch ihr Geliebter blieb, bis die Finsterniß der Nacht ihm in die Wohnung des Abtes zurückzukehren erlaubte. Verkleidet that er dies, hielt sich am Tage von keinem Menschen gesehen, bey dem Abte auf, und ging des Abends verkleidet zu Bertha, um an ihrer Seite einige Zeit der Liebe zu opfern.

So lebten die Liebenden in Fulda verborgen, bis Siegfried und Ludwig die Stadt verlassen hatten. Nun reisten sie nach Bremen, wo Bruno durch Siegfrieds Empfehlung des Erzbischofs Adalbert Geheimschreiber wurde. Ungern entfernte Siegfried seinen Liebling und seine Tochter von sich, Sorgfalt für ihr Wohl gebot aber diese Trennung. Durch den Grafen von Thüringen hätten sie in dem Genusse des Glückes ihrer Liebe gestört werden können; und zur Befriedigung seines politischen Glückes hatte Bruno bey dem mächtigen und viel vermögenden Adalbert auch mehr Hoffnung, als in Siegfrieds Diensten.

Funfzehntes Kapitel.

Siegfried hört auf, Ludwigs Freund zu seyn.

Ueber zwey Jahre hatte also Ludwig an dem kaiserlichen Hofe gelebt, als der Erzbischof Luitbold von Maynz starb. Siegfried wurde auf den heiligen Stuhl zu Maynz gehoben, und Ludwig und Gerhard eilten, ihm zu der erhaltenen Würde Glück zu wünschen.

Mit dem Vorsatze: bald wieder dahin zurück zu kehren; hatte Ludwig den kayserlichen Hof verlassen, unausgeführt blieb aber sein Vorsatz. Der Aufenthalt daselbst hatte um deshalb mehr Reiz für ihn gehabt, als das Leben an Siegfrieds Seite, weil es ihm Gelegenheit gab, sich Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben. Vielleicht wurde dieser Reiz auch durch den Glanz, welchen Ludwig hier sahe, und durch die Lustbarkeiten, deren es hier freylich mehr gab, als in Fulda, vermehrt, doch verlohr das Leben am kayserlichen Hofe für ihn alles anziehende, sobald er einige Tage in Maynz verlebt hatte. Hier konnte er sein Studium der Menschen fortsetzen, da er an Siegfrieds Hofe Menschen aus allen Klassen sahe, auch war der

Glanz, den er wieder fand, nicht viel geringer als der, welchen er verlassen hatte, so wie es auch nicht an Lustbarkeiten mangelte. Allein ein wichtigerer Bewegungsgrund, als dies alles, hielt ihn in Maynz zurück.

Er hoffte, sich in der schweren Kunst: zu herrschen; noch mehrere Kenntnisse erwerben zu können, als Siegfrieds und Gerhards Lehren ihm bisher beygebracht hatten, wenn er jetzt den erstern den Lehren, welche er ihm einst gab, selbst gemäß handeln sähe. Auch in dieser Rücksicht war zwar der Aufenthalt an dem kayserlichen Hofe für den wißbegierigen Jüngling nicht ohne Nutzen gewesen, ob gleich was er sahe, nicht zum nachahmungswürdigen Beyspiele dienen konnte. Er selbst hatte dies bisweilen bemerkt, doch hatte ihn Gerhard noch aufmerksamer darauf gemacht.

Streng beurtheilte dieser alles, was er sahe, und zeigte dann seinem jungen Freunde jederzeit, auf welche Art es nach den Vorschriften einer gesunden Regierungskunst hätte geschehen sollen. Von der Kayserin Agnes versicherte Gerhard oft, daß sie des Namens einer der weisesten Regentinnen würdig seyn würde, wenn sie stark genug wäre, nur nach ihrem eignen Gutdünken zu handeln, ohne sich von ihrem geist-

lichen Rathgeber leiten zu lassen. Diese Bemerkungen waren für den Grafen allerdings von grossem Nutzen, doch glaubte er, daß es ihm noch nützlicher seyn würde, wenn er mit der genauesten Aufmerksamkeit die Regierung eines Mannes beobachtete, dessen Handlungen einst den seinigen zur Richtschnur dienen könnten.

Ludwigs Entschluß: Maynz nicht wieder zu verlassen; machte dem neuen Erzbischofe nicht wenig Vergnügen, weil seine Absicht war: aus Ludwigs Gegenwart Vortheil zu ziehen. Siegfried schien an dem nämlichen Tage, wo er aufhörte, Abt zu Fulda zu seyn, auch aufgehört zu haben, Ludwigs warmer, väterlicher Freund zu seyn, der sein Bestes gleich seinem eignen beförderte, ob er gleich diese Veränderung so künstlich zu verbergen wußte, daß weder Ludwig, noch der hellsehende Gerhard das geringste davon ahndeten.

Siegfried war neben einem löblichen Regenten auch ein theilnehmender thätiger Freund, so lange der Vortheil desjenigen, dessen Freund er war, nicht mit dem seinigen zusammentraf. Geschahe dies aber, so hielt auch die wärmste Freundschaft ihn nicht ab, auf Kosten seines Freundes seinen Vortheil zu befördern, und kein Mittel schien ihm unerlaubt, wenn es zur Erreichung seiner Absicht hinzweckte. Jetzt be-

fand er sich mit dem jungen Grafen von Thüringen in diesem Falle, und Siegfried, der sonst für Ludwigs Bestes wie für sein eigenes sorgte, entwarf nun einen Plan, ihm zu schaden, um seinem Erzstifte zu nützen, und sich in den Geschichtsbüchern den Ruf zu erwerben: das Erzstift wieder zu dem Besitze verlohrner Rechte gebracht zu haben. Ehe wir euch, aufmerksame Leser, diesen Plan Siegfrieds selbst mittheilen, erlaubt uns zuvor, etwas über die Rechte des Erzstiftes zu sagen, welche Siegfried wieder herstellen wollte.

Etwas über hundert Jahre früher als Siegfried, hatte Kayser Otto des Ersten natürlicher Sohn, Wilhelm, den heiligen Stuhl zu Maynz bestiegen. Aus Liebe für ihn beschenkte Otto das Erzstift mit dem Lande Thüringen, über das es aber die Herrschaft nicht lange behielt. Mehrere weltliche Fürsten hatten sich in Thüringen getheilt; und als Siegfried Erzbischof wurde, stand zwar Thüringen in geistlichen Sachen noch unter dem Erzstifte zu Maynz, von dem Lande selbst besaß dies aber nichts, als Erfurt, und wenig dieser Stadt nahe liegendes Land. Diese verlorne Herrschaft seiner Kirche wieder zu erringen, wurde Siegfrieds Vorsatz, sobald er sein Haupt mit der heiligen Inful geziert sahe. Unwillig, daß seine Kirche sogar keinen Nutzen von Thüringen

hatte, beschloß Siegfried: das ganze Land der Abgabe des Zehnten zu unterwerfen.

In dem Innersten seines Herzens hielt er diese Absicht verschlossen, weil er überzeugt war, daß er sie nie erreichen würde, wenn er dies jetzt schon zu bewirken suchte, da er zu schwach war, um dies mit Gewalt zu können, und daher günstigere Gelegenheiten erwarten mußte, später zwar, aber gewiß auszuführen, was er jetzt nicht vermochte. Nur List konnte Siegfried anwenden.

Die Thüringer allein waren schon ein furchtbares Volk, weil sie sich allgemein den Namen tapferer und kriegslustiger Männer erworben hatten; furchtbarer wurden sie aber noch durch ihre freundschaftliche Verbindung mit den Sachsen, welche gleiches Interesse fest geknüpft hatte. Beyde Völker waren bisher von der Abgabe des Zehnten frey geblieben, und zu zahlreich und tapfer, um dies lange behauptete Vorrecht sich rauben zu lassen. Dies war dem Erzbischofe zu Maynz so wenig unbekannt, als die Macht der Fürsten Thüringens, von welchen mehrere auch in andern Gegenden Deutschlands beträchtliche Länder besassen.

Durch Ludwigs Aufenthalt an seinem Hofe und in der Leichtigkeit, mit welcher er den jungen Grafen bisher geleitet hatte, glaubte Sieg-

fried die erste günstige Gelegenheit gefunden zu haben, die Ausführung seines grossen Plans zu beginnen. Ueberzeugt, daß Gerhard sein Mitarbeiter nicht werden würde, weil Ludwig seine Liebe sich so vollkommen erworben hatte, daß alle Freundschaft gegen den Erzbischof und die glänzendsten Versprechungen ihn nicht bewogen haben würden, Mitarbeiter an einem Plane zu werden, dessen Ausführung seinem Lieblinge, Ludwig, so nachtheilig war, mußte Siegfried ihn von dem Grafen von Thüringen entfernen, welches ihm auch nicht schwer wurde. Durch seine Vermittelung wurde Gerhard Abt eines fern von Maynz liegenden Klosters, dessen Name in unsern Urkunden verloschen ist.

Ungern trennte sich Gerhard von seinem jungen Freunde, und vielleicht würde er sich nie dazu entschlossen haben, wenn er nicht gehofft hätte, in dem grössern Wirkungskreise, den er als Abt erhielt, mehr Gutes bewirken zu können, als ihm bisher möglich war. Schwerer noch als ihm wurde die Trennung dem Grafen von Thüringen, da ihm nichts den Verlust seines väterlichen Freundes ersetzen konnte. Daß sie hinfort in so weiter Entfernung von einander leben mußten, war ihm am schmerzhaftesten, dennoch versprach er dem Abte, ihn zuweilen zu besuchen.

Lange schon hatte Gerhard Maynz verlassen, und Ludwig erinnerte sich seiner immer noch wehmuthsvoll, wünschte ihn öfters zurück, oder wenigstens einen Freund zu besitzen, der ihm Gerhards Verlust ersetzen könnte. Dies konnte Siegfried nicht, den Ludwig zwar noch so ganz für seinen Freund hielt, als er es ehedem war, allein beschäftigt mit Regierungsangelegenheiten, konnte er Ludwigen nicht so viel Zeit widmen, als dem Vater Gerhard seine wenigen Verrichtungen erlaubt hatten.

Ludwig äusserte seinen Wunsch: Gerhards Stelle in seinem Herzen durch einen andern würdigen Mann ersetzt zu sehen; gegen den Erzbischof, welcher den trauernden Jüngling mit Freude erfüllte, da er ihm versicherte, daß Vater Bernhard, der seit einiger Zeit oft Siegfrieds Gesellschafter war, ihm ganz ersetzen würde, was er an Gerhard verlohren hatte.

Ungern — setzte Siegfried hinzu — ich kann es dir nicht verbergen, ungern verliere ich die Gesellschaft dieses würdigen Mannes, um aber dir, mein theurer Pflegesohn, einen Beweis meiner unveränderten Liebe zu geben, sey er hinfort dein Gefärthe, wie es der biedere Gerhard war.

Vater Bernhard hatte mit seinem Vorgänger wenig gemein, als die zweite Silbe seines

Namens. Voll Trug und Ränke war er ein Mann ohne eigenthümlichen Charakter, aber im Besitze einer seltenen Geschicklichkeit, jeden Charakter, jede Gestalt anzunehmen. Wie den mehresten ihm ähnlichen Menschen, gebrach es ihm nicht an tiefer Kenntniß der Welt und ihrer Bewohner, ganz fehlte ihm aber jene Menschenfreundlichkeit, welche dem biedern Greise, Gerhard, Achtung und Liebe erwarb. An Fähigkeiten des Verstandes war Bernhard Gerharden gleich, nicht das Geringste hingegen besaß er von der Herzensgüte, die jenen auszeichnete. Tugend war ihm ein Scherzwort; Eigennutzen das Triebrad seiner Handlungen; und Ehre und irdische Grösse sein Gott. Was seinem Eigennutzen und seinem Ehrgeitz frommte, schien ihm eine pflichtmäßige Handlung, wenn sie auch noch so pflichtwidrig war, und alle Mittel rechtmässig, wenn die Anwendung derselben die Beförderung seiner leidenschaftlichen Wünsche versprach.

Dieser Mann paßte in Siegfrieds Plan. Er machte ihn daher zu seinem Vertrauten, zu seinem Mitarbeiter, und versprach, zur Belohnung ihn zum Abte eines reichen Klosters zu erheben, wenn er durch seine Vermittelung seine Absicht mit Ludwigen erreichen würde. Bernhard machte ihm hierzu

zuversichtliche Hoffnung, und fing nun muthig an, an seines Herrn und an seinem eigenen Nutzen zu arbeiten. Klug genug, um einzusehen, daß er seine Absicht verfehlen würde, wenn er zu schnell sie zu erreichen trachtete, begann er damit, sich Ludwigs Gunst zu erwerben, welches ihm auch, in einer Gestalt, dem biedern Gerhard nachgebildet, vollkommen gelang.

Diesen hatte Bernhard einige Wochen zuvor, ehe Siegfrieds Vortheil ihm eine Abtey verschaffte, so aufmerksam beobachtet, daß er ihn in seinen Reden und Handlungen, bis zur Täuschung nachahmen konnte, nur die ruhige Miene, welche Gerhards Seelenruhe ausdrückte, und von der Schuldlosigkeit seines Gewissens zeugte, vermochte Bernhard nicht nachzubilden. Dies war ohne Nachtheil für ihn. Ludwig glaubte seinen Gerhard um sich zu sehen, wenn Bernhard mit ihm redete, obgleich Betrug und Täuschung oft deutlich aus seinen Blicken sprachen.

Ihr habt mir einen zweyten Gerhard gegeben — dankte Ludwig vielmals dem Erzbischofe.

Drey Monate vergiengen, ehe Ludwig nur die geringste Verschiedenheit zwischen Bernhards und Gerhards Meynungen entdeckte. Gerhard hatte bisweilen geklagt, daß Reinigkeit der Sit-

ten und beyspielwerthe Tugend in den Klöstern selten würden, seit durch die allzureichen Spenden, welche die Weltlichen ihnen machten, Wohlleben sich in ihnen verbreitete, und ihre vorige Armuth in Reichthum sich verwandelte; Bernhard hingegen klagte oft bitterlich, daß die Weltlichen und besonders die Fürsten gegen die Geistlichen, diese Beförderer ihrer Seligkeit, nicht nur unverzeihlich karg wären, sondern ihnen sogar öfters zu entziehen wagten, was ihr gerechtes Eigenthum wäre.

Ludwig war der Meynung des erstern geneigter, als der Meynung des andern, so oft auch dieser sie wiederholte, doch ließ Bernhard deshalb die Hoffnung nicht sinken: ihn noch zum Bekenner derselben zu machen. Durch lange Mühe sahe er seine Hoffnung wenigstens einigermassen erfüllt. Er brachte in dem Busen des Grafen von Thüringen die lebhafte Ueberzeugung hervor, daß es ungerecht wäre, die Kirche in ihren Rechten und Besitzungen zu kränken, und daß die Pflicht eines jeden Fürsten erheische, diesen Rechten; wenn sie verletzt worden wären, ihre verlohrne Kraft wieder zu geben, wenn dies auch mit Aufopferung von seiner Seite verbunden wäre.

Bernhard jauchzte laut über den erhaltenen Sieg, und Siegfried dankte ihm innig, daß

er ihn erkämpft hatte, doch glaubte er sich desselben noch nicht so gewiß als Bernhard, der ihn weiter verfolgen wollte, und durch Siegfrieds dringendste Vorstellungen, sich kaum von dieser Uebereilung zurückhalten ließ. Bernhards Wille war, von der Ueberzeugung, welche er in Ludwigs Busen hervor gebracht hatte, ihm die Nutzanwendung auf sich selbst machen zu lassen; Siegfried bat ihn aber dagegen, nur dafür zu sorgen, daß diese Ueberzeugung immer lebhafter würde, und das Uebrige ihm allein zu überlassen. Bernhard ließ jenes um so mehr sein eifrigstes Bestreben seyn, da Siegfried das Versprechen, welches er ihm gleich Anfangs gegeben hatte, wiederholt erneuerte.

Sechzehntes Kapitel.

Zwey Schwestern Ludwigs bewirken in ihm die Umänderung eines Vorsatzes.

Ohne daß ihm etwas bemerkenswerthes begegnete, lebte Ludwig in Maynz, bis er beynahe ein und zwanzig Jahr alt war. Jetzt dankte er dem Erzbischofe für seine väterliche Liebe, und für alle, auf seine Bildung verwendete Sorg-

falt und Mühe, so wie dem Vater Bernhard für seine Freundschaft; und eilte dann nach Schaumburg zu seinem Volke, und in die Arme seiner Mutter und Geschwister.

Unwillig war Bernhard, daß der Erzbischof den Grafen von dannen hatte ziehen lassen, ohne von ihm die pflichtmäßige Entrichtung des Zehnten zu verlangen; allein der Erzbischof bewies dem Unzufriednen, daß er durch dies Schweigen die Vorschriften einer gesunden Staatskunst befolgt hätte.

Nutzlos würde es seyn — versicherte er — wenn der Graf von Thüringen jetzt sein Volk ermahnen wollte, diese mir schuldige Angabe zu leisten. Sein Volk, mit allen andern Thüringern und Sachsen verbunden, würde sich einer ihm mißfälligen Neuerung widersetzen, und dem neuen Regenten seine Liebe auf immer versagen. Besitzt er diese erst — und es wird ihm nicht schwer werden, sie zu erhalten — so wird er ohne Mühe ausrichten können, was ihm jetzt ohnmöglich seyn würde.

Ich fürchte, heiliger Vater — antwortete Bernhard — daß ich vergebens zum Besten des hohen Stuhles zu Maynz gearbeitet haben werde, wenn ihr lange zögert, die glückliche Stimmung zu benutzen, in welche es mir gelang, den jungen Grafen zu setzen.

Die Ueberzeugung, daß meine Foderung gerecht ist — wendete der Erzbischof ein — müßte in dem Grafen nichts weniger als lebhaft worden seyn, wenn sie nicht bleibendern Eindruck auf ihn gemacht hätte, als ihr fürchtet. Ueberdies wird bald ein anderer an ihn die Foderung machen, die ich nicht selbst that. Das Glück, lieber Bernhard, ist mir schon günstiger gewesen, als ihr wisset.

Der Erzbischof erzählte nun dem Vater Bernhard, dem es um die versprochene Abtey bange zu werden schien: daß Markgraf Otto zur Dankbarkeit für die erhaltne Belehnung mit den Gütern seines verstorbenen Bruders, sich eidlich verpflichtet hätte, ihm nicht nur selbst den Zehnten zu entrichten, sondern auch die andern Fürsten Thüringens dahin zu vermögen, daß sie ihm gleich handelten; und setzte dann hinzu: daß Ottos Foderung an Ludwig wahrscheinlich wirksamer seyn würde als seine eigne, zumal da Otto ihm mit seinem Beyspiele vorleuchtete.

Genug jetzt von den Streitigkeiten, über die Hoheitsrechte des Erzstiftes Maynz, und über die Freyheiten der Thüringer!

Ludwig fand nicht alle seine Geschwister wieder. Adelheid, die älteste seiner Schwestern, hatte aus frommen Eifer, die mütterliche Wohnung mit einem Kloster verwechselt; die jün-

gern, Hildegard und Uda, bezeigten aber wenig Neigung, dem Beyspiele ihrer Schwester nach zu folgen. Nicht der Kirche, sondern einem würdigen Manne zu vermählen, war der Wille dieser beyden Mädchen, die kurz vor ihres Bruders Zurückkunft das jungfräuliche Alter erreicht hatten.

Der Gegenwart seiner Mutter und seines Bruders Beringer freute sich Graf Ludwig nicht lange. Bald nach Beendigung der Festlichkeiten, mit welchen die erfreuten Thüringer, die Ankunft ihres jungen Beherrschers feierten, machte sich Beringer auf, gen Sangerhausen zu ziehen, um hinfort in dieser Erbherrschaft zu hausen. Frau Cecilie begleitete ihren Liebling, Hildegard aber und Uda blieben zu Schaumburg bey dem geliebten Bruder.

Sie waren es, die den weiberfeindlichen Ludwig mit ihrem Geschlechte wieder aussöhnten. Er fand in ihnen gute, liebevolle Mädchen, vermuthete, daß sie nicht die einzigen ihres Geschlechts seyn würden, die diesen Namen verdienten; und in seinem Herzen bat er das ganze Geschlecht um Verzeihung des beleidigenden Argwohns, der ihn sieben Jahre lang eingenommen hatte. Frey blieb zwar noch sein Herz von einer neuen Liebe, frey wurde es aber auch von dem Vorsatze, den Widerwärtigkeiten in der

Liebe in Ludwigs Busen erzeugt hatten. Nicht mehr fliehen wollte er die Weiber; nein, öfters in ihren Zirkeln leben, um unter ihrer Menge eine aufzusuchen, die ihm den Genuß einer glücklichen Ehe verspräche.

An der schnellen Ausführung dieses Vorsatzes hinderten den Grafen von Thüringen Regierungsangelegenheiten. Die Liebe seines Volkes sich zu erwerben, war jetzt sein einziges Bestreben, und mit inniger Freude bemerkte er, daß seine Bemühungen nicht vergebens waren. Durch strenge Gerechtigkeitspflege, Leutseligkeit gegen jedermann, und Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, gewann er die Herzen aller seiner Unterthanen. Auch seine Abneigung gegen unnütze Pracht, so wie seine weise Sparsamkeit, machten den Thüringern ihren Grafen werth. Lauter schlugen ihm ihre Herzen entgegen, wenn er nur mit drey oder vier Begleitern im Lande umherzog, als wenn ein zahlreiches Gefolge seine Reisen unter dem geliebten Volke glänzender zwar, doch auch kostsplitternder gemacht hätte.

Nicht minder Sparsamkeit, als bey seinem Hofstaate, herrschte bey dem Grafen von Thüringen in allen Dingen. Von seiner Tafel waren alle köstliche und leckere Speisen entfernt.

Lud-

Ludwig erlaubte sie nur damit zu besetzen, was sein eignes Land hervorbrachte. Auch eins seiner Lieblingsvergnügen verleitete ihn nicht zu grossen Ausgaben. Ludwig liebte die Jagd, aber nur wenig Hände raubte er nützlichern Arbeiten, um sich mit ihr zu beschäftigen. Er hielt wenig Hunde, und bezahlte keinen, wie viele Fürsten, mit einer ungeheuren Summe. Daß Ludwig, um seinen Hang zur Musik zu befriedigen, gewöhnlich einige Spielleute an seinem Hofe hielt, war das einzige, wodurch sich dieser vor mehrern andern auszeichnete. In ihrer Gesellschaft übte sich der Graf von Thüringen bisweilen; und Kenner nannten sein Spiel meisterhaft.

Wir sind nicht gesonnen, Ludwigs Regierungsgeschichte zu schreiben, sondern eine Erzählung der Begebenheiten seines Lebens zu liefern, daher wir von dem ersten Jahre, das der neue Regent in seinem Lande verlebte, nur wenig zu sagen wissen. In einer Geschichte seiner Regierung würde dies Jahr nicht ohne merkwürdige Begegnisse seyn; nichts begegnete aber während des Laufs desselben, das uns Stoff zur Unterhaltung unserer Leser gäbe. Hildegardens Vermählung mit Poppo dem Achten, Gra-

fen von Henneberg, ist die einzige Begebenheit, welche wir glauben bemerken zu müssen.

Siebenzehntes Kapitel.

Adelheid, Friedrichs Gemahlin.

Ueber ein Jahr hatte schon Ludwig unter seinem Volke gelebt, als einst Mezelin, Graf zu Nebra, einen Boten an ihn sendete, ihn mit seiner Schwester zu einem Freudengelage einzuladen. Ludwig, der die Freude liebte, versprach zu kommen, und machte sich an dem bestimmten Tage mit Uda nach Nebra auf, voll Vorgeschmacks der Freuden, zu deren Genusse er eilte; fern würde er aber von Nebra geblieben seyn, hätte er gewußt, wen er daselbst finden würde. Graf Mezelin hatte noch mehrere seiner Nachbarn, und unter diesen auch den jungen Pfalzgrafen von Sachsen mit seiner reizenden Gemahlin zu sich laden lassen. Bey dieser Gelegenheit ist es, wo unser Vorarbeiter die Schilderung von Adelheiden macht, die wir unsern Lesern schon früher mitgetheilt haben.

Mit starrer Bewunderung staunte Ludwig diese Schönheit an, ehe er noch wußte, daß es

Adelheid war. Die Gefühle, welche ihn durchkreuzten, als er dies erfuhr, überlassen wir unsern Lesern, sich sie zu denken, da sie zu verworren und zu mancherley waren, um sie benennen zu können. Ludwig wünschte sich wieder nach Schaumburg, weil er den Eindruck, den Adelheid auf ihn gemacht hatte, nicht mächtiger wollte werden lassen, und sann auf einen schicklichen Vorwand, die Gesellschaft zu verlassen. Er fand keinen. Auch regte sich in seinem Innern etwas, das ihn zu bleiben auffoderte. Er blieb, und verbarg mit schwerer Mühe den Anwesenden die Bewegung seines Herzens.

Ludwigs Verlegenheit zu vermehren, wurde ihm bey der Tafel sein Platz neben Adelheiden angewiesen. Seine Einbildungskraft rief seinem Gedächtnisse alles Glück zurück, das er einst an ihrer Seite genossen hatte, und beschloß dann mit einem Gemählde der Wonne, welche ihn jetzt beseligen würde, wenn Pfalzgraf Friedrich ihm jenes Glück nicht geraubt hätte. In diese Gedanken versenkt, saß er eine Zeitlang stumm neben Adelheiden, endlich ermannte er sich, weil sein auffallendes Benehmen mehrere Augen auf ihn zu ziehen begann. Er fing an, sich mit seiner schönen Nachbarin und andern, die nicht fern von ihm saßen, zu un-

terhalten, zwang sich, fröhlich zu scheinen, und die allgemein herrschende Freude, so wie die herumgehenden Becher, hatten wohlthätigen Einfluß auf ihn. Er schien zu vergessen, was er an Adelheiden verlohren hatte, und sich nur der jetzigen Augenblicke ihrer Gegenwart zu freuen. Die Gespräche an der Tafel würden euch, liebe Leser, wenig Unterhaltung gewähren, laßt uns daher lieber etwas von Adelheiden erzählen.

Seit drey Jahren war die schöne Gräfin des Pfalzgrafen von Sachsen, Friedrichs des Dritten Gemahlin, doch hatte von ihrer Seite weder Liebe noch freyer Wille diese Verbindung geschlossen. Gezwungen von ihrem Vater, gab sie ihre Hand einem Manne, den sie nicht lieben konnte, und das Band der Ehe, das ihr eine Rosenkette geschienen haben würde, wenn es sie mit dem Grafen von Thüringen verbunden hätte, wurde ihr an Friedrichs Seite zur Sklavenfessel.

Wie alle Schooßkinder gewöhnt, daß man ihren Willen erfüllte, würde Adelheiden dies allein schon dem Pfalzgrafen abgeneigt gemacht haben, daß sie ihn für die Ursache hielt, weshalb ihr Wunsch und Wille: dem Grafen von Thüringen verlobt zu werden; nicht erfüllt wurde, doch dies war nicht das Einzige, was aus

dem Busen der schönen Verlobten Friedrichs alle Liebe für ihn verbannte. Entzündet würde sie vielleicht worden seyn, wenn Friedrich überhaupt fähig gewesen wäre, Liebe zu entzünden.

Adelheid wußte, wie schön sie war: ihre Mutter selbst hatte den Fehler begangen, es ihr von ihrer frühesten Kindheit an öfters zu wiederholen. Späterhin sagten es ihr ihr Spiegel, und die gleichlautende Stimme aller Männer. Des Rühmens ihrer Schönheit war kein Ende. Adelheid wurde eitel, und fing an, Schönheit für das höchste irdische Gut zu halten. Sie, die einst ein gelehrter Stutzer eine Venus nannte — denn ihr sollt wissen, liebe Leser, daß es nicht wenig Gelehrsamkeit verrieth, im eilften Jahrhunderte aus dem Munde eines Ritters diesen Namen zu hören, — wünschte sich zu ihrem Gemahle einen Adonis; und Pfalzgraf Friedrich glich freylich eher dem gekrönten Ehemann Vulkan. Zwar hinkte er nicht, wie dieser, doch war er wenigstens mehr häßlich als schön.

Friedrichs Gestalt war es nicht allein, was ihn den Damen mißfällig machte, auch übrigens scheuchte alles sie von ihm zurück. Galanterie war ihm fremd, ob er gleich Ritter war, und jene zu den ersten ritterlichen Tugenden gezählt

wurde, und zu jenen angenehmen Tändeleien, die dem größten Theil des weiblichen Geschlechts an dem unsrigen gefallen, machten ihn Trägheit und Kränklichkeit gleich ungeschickt. Auch besaß er nichts, wodurch die Abwesenheit jener beyden Reize hätten ersetzt werden können.

Den Ruf eines kampfgeübten Mannes, den Ruf der Tapferkeit, der öfters in dem Mittelalter auch dem häslichsten Manne die Achtung und Liebe aller Damen erwerben konnte — diesen zu erringen, machte dem Pfalzgrafen sein Körper ebenfalls unmöglich. Auch gefiel er nicht durch seine Unterhaltung; sie war schläfrig; und Pferde und Hunde, oder wenn Friedrich sich höher erhob, Welthändel und Staatsangelegenheiten, waren die Gegenstände derselben. Alles Dinge, die, so wie für die mehresten Mädchen, für Adelheiden nichts Anziehendes hatten.

In sich selbst hatte Friedrich nicht den geringsten Trieb, sich zu vermählen gespürt, für höchst nöthig hielt dies aber sein Vater. Friedrich war seines Vaters einziger Sohn; und der alte Pfalzgraf von Sachsen war nicht geneigt, seinen Stamm aussterben zu lassen, welches er befürchtete, wenn er seinem kränklichen Sohne nicht bald eine Gemahlin gäbe. Seine Schläfrigkeit ihm zu benehmen, hielt er Feuer und

Lebhaftigkeit für die nöthigsten Eigenschaften seiner künftigen Tochter; und dies alles zusammengenommen, vermochte Friedrich den Zweyten, seinen Sohn der Tochter des Markgrafen von Soltwedel zu verloben.

Adelheid war damals, wie unsere Leser sich noch erinnern werden, eilf Jahr, und ihr Verlobter zählte nicht mehrere Jahre. Der alte Pfalzgraf ließ aus fernen Landen berühmte Aerzte kommen, der Gesundheit seines Sohnes aufzuhelfen, aber vergebens boten alle ihre Kunst auf. So kränklich als je, führte Friedrich am Ende seines sechzehnten Jahres seine schöne Braut heim. Beklagt von ihrer Mutter und voll Ahndung der traurigen, langweiligen Tage, welchen Friedrich sie entgegen führte, verließ Adelheid das Schloß ihres Vaters, im Auge heiße Zähren, und Schmerz und Traurigkeit im Busen.

Ein feuriges geistvolles Weib an der Seite eines an Geist und Körper gleich trägen Mannes, gehört unter die Zahl der unglücklichsten Geschöpfe — schenkt der armen Adelheid euer Mitleid, fühlende Leser, daß auch sie sich unter dieser Zahl befand — Adelheid, zur Freude geschaffen und ihres Genusses gewohnt, lebte in dem Schlosse zu Weissenburg, derselben beraubt, als in einer Einöde. Alle Zeit, welche

ihrem Gemahle von der Pflege seines baufälligen Körpers übrig blieb, widmete er zwar ihr, aber wenig Vergnügen fand Adelheid in seinem Umgange, da weder Liebe noch irgend etwas ihn würzten. In den ersten Flitterwochen ihres Ehestandes freuete sich Adelheid zuweilen der Gegenwart eines umgänglichen, und unterhaltenden Nachbars, um aber ihr Schicksal noch trauriger zu machen, sahe sie bald das Schloß ihres Gemahls von allen Besuchen leer.

In Friedrichs Herzen erwachte Eifersucht. Er hatte Verleugnung und Aufrichtigkeit genug, sich selbst zu gestehen, daß beynahe jeder unter den Männern, welche ihn besuchten, ihm weit vorzuziehen wäre. Die Vermuthung: daß Adelheid diese Bemerkung vielleicht noch eher gemacht hätte, als er; machte ihm für ihre Treue bange.

Er liebte seine Gemahlin so zärtlich, als dies bey seinen stumpfen Empfindungen möglich war. Die Furcht: des Kleinods, in dessen Besitze er sich befand, sich beraubt zu sehen; flammte Eifersucht in ihm an, und als Folge derselben, waren nach kurzer Zeit die freundlichen Nachbarn, welche zuweilen Adelheidens traurige Tage erheiterten, aus dem Schlosse zu Weissenburg verscheucht.

So hatte Adelheid drey gramvolle Jahre verlebt, als Graf Mezelins Abgeschickter sie und ihren kranken Eheherrn zum Freudengelage nach Nebra ladete. Bey seiner Ankunft suchte eben Friedrich seinen Leichnam in einem kräftigen Bade zu stärken. Adelheid hieß den Boten harren, und eilte zu ihrem badenden Gemahle. In ihrem Herzen dankte sie dem Zufalle, daß Graf Mezelin sie eben heut an ihrem achtzehnten Geburtstage einladen ließ.

Wißt ihr wohl, mein theurer Gemahl — trat Adelheid vor Friedrichen — daß heut vor achtzehn Jahren eure Adelheid gebohren wurde?

Warum hat mein liebes Weib — erwiederte Friedrich — mir dies nicht eher gesagt, damit ich diesen schönen Tag hätte festlich begehen können? Ihr wißt ja, daß ich euch gern Freude mache.

Adelheid unterdrückte einen Seufzer, den das Bewußtseyn des Gegentheils hervor preßte, und fuhr mit verstellter Heiterkeit fort: ja, Lieber, das weis ich, so wie ich nicht zweifle, daß ihr mir eine Bitte gewähren werdet, und geschähe es nur, um dadurch euer Versehen, daß ihr nicht selbst des heutigen Tages gedachtet, wieder gut zu machen.

Mehr als dieser Vorwurf und die durch ihn belebte Erkenntniß, daß er gefehlt hätte,

bewirkten ohne Zweifel einige feurige Küsse, mit welchen Adelheid ihren Gemahl beschenkte. — Der Pfalzgraf genoß selten das Glück, von seiner Gemahlin geliebkost zu werden, weil sie ihn für zu unwürdig hielt, um ihre Liebkosungen an ihn zu verschwenden. — Jetzt küßte sie ihn, um ihres Vortheils willen, und hatte die Freude, ihre Absicht erreicht zu sehen, da Friedrich einen Beweis gab, daß dieser Minnesold ihn gefällig machen könnte.

Ehe ich sie noch höre — sprach Friedrich — verspreche ich eurer Bitte unbedingte Gewährung.

Adelheid machte nun ihrem Gemahle Graf Mezelins Einladung bekannt, und ihre Bitte war: sie anzunehmen. Friedrich bereuete sein Versprechen, und machte einen Versuch, ob seine Gemahlin die Gefälligkeit haben würde, ihn von der Verbindlichkeit desselben los zu zählen.

Warum aber — fragte er — fodert ihr mich auf, an solchem schwelgerischen Sause Theil zu nehmen, da ihr wißt, daß er mir widrig ist, und Sorge für meine Gesundheit mir die strengste Mässigkeit gebeut?

Weil ich — antwortete Adelheid lächelnd — gern einmal ein kleines Opfer von euch haben wollte. Für eure Gesundheit braucht ihr

nicht zu bangen, denn man kann ja auch unter Schwelgern mässig seyn.

Dies kann auch euer Gemahl — erwiederte Friedrich — dennoch ist das Opfer nicht klein, das ihr von mir verlangt.

Gern werdet ihr es bringen — versicherte Adelheid — wenn ich euch sage, daß Graf Ludwig auch gen Nebra kömmt. Der Ruf eines weisen Regenten, welchen dieser junge Mann in so kurzer Zeit sich erworben hat, reizte euch schon längst, seine Bekanntschaft zu machen. Gern werdet ihr daher gewiß die Gelegenheit ergreifen, die sich euch jetzt darbietet.

Graf Ludwig kömmt nach Nebra — fragte Friedrich so hastig, als ihn Adelheid noch nie hatte sprechen hören — laßt dem Grafen von Mezeßln meinen freundlichen Gruß entbieten und ihm sagen, daß ich ihn mit euch heimsuchen würde.

Ich danke euch — entfernte sich Adelheid wieder von ihrem Eheherrn — daß ihr aus Neugier: den Grafen Ludwig kennen zu lernen; zu thun euch entschließt, was aus Gefälligkeit gegen eure Gattin zu versprechen euch schwer zu werden schien.

Die Pfalzgräfin theilte nun dem Boten des Grafen die Antwort ihres Gemahls mit, und goß dann vor ihrer vertrauten Kammer-

frau über die Erreichung ihrer Absicht ihr Entzücken aus.

Hätte ich doch nie geglaubt — endigte sie — daß die Begierde meines Eheherrn: ein gepriesener Regent zu werden; mir einen so frohen Tag verschaffen würde, als der, welcher mich nun in Nebra erwartet.

Wenn nur eure Hoffnung nicht vereitelt wird, gnädige Frau — verrieth die vertraute Kunigunde ihrer Gebieterin ihre Furcht.

Vereitelt? — erwiederte Adelheid — Fürchtest du vielleicht, daß Graf Ludwig nicht kömmt? O nein, er kömmt gewiß, denn er flieht nicht, wie mein Gemahl, Freude und fröhliche Menschen.

Der Himmel gebe nur — wünschte Kunigunde — daß der Herr Pfalzgraf nicht erkrankt, oder unter diesem Vorwande sein Versprechen zurück nimmt.

Dies hab ich nicht zu befürchten — entgegnete Adelheid — daß er sein Wort unverbrüchlich hält, ist die größte Tugend meines Eheherrn. Er wird nach Nebra gehen, und wenn er sich in einer Sänfte müßte tragen lassen.

Der festliche Tag erschien, und Friedrich ging mit seiner schönen Gemahlin wirklich nach Nebra. Freudig wallte Adelheidens Busen,

doch verbarg sie ihre Freude, um sich nicht zu verrathen; Friedrich hingegen äusserte sie laut: daß er heut den gepriesenen Grafen von Thüringen kennen lernen würde.

Der junge Pfalzgraf von Sachsen hatte dies mit manchem schwachen Fürsten der ältern und neuern Zeiten gemein, daß er gern ein weiser und löblicher Regent seyn wollte, nur daß es ihm, wie diesen, an Geisteskraft gebrach, um es werden zu können. Ludwig stand in dem Rufe, den Friedrich erwerben wollte; und in dem Umgange mit ihm sich nach ihm zu bilden, war der Vorsatz des letztern. Offnes Herzens äusserte er beydes gegen seine Gemahlin, die sich seines Vorsatzes innig freuete, weil er mit ihren Wünschen übereinstimmte.

Adelheid wußte also, daß sie den ihr immer noch so theuren Ludwig heut sehen würde. Eine geheime Ahndung, glaubte sie, hätte sie bewogen, bey Graf Mezelins Boten so sorgfältig nach den übrigen Geladenen zu forschen. Seit sie Pfalzgräfin von Sachsen war, wurde der Wunsch: daß Ludwig ihr Gemahl seyn möchte; lebhafter in ihr als jemals — ein Begegniß, das aus phisischen und moralischen Ursachen zu erklären, den mehresten unserer Leser wahrscheinlich nicht schwer werden wird. Da dieser Wunsch unmöglich erfüllt werden konnte,

beschloß Adelheid, den zu ihren Geliebten zu machen, den das eiserne Schicksal ihr zum Gemahle versagt hatte. Sie entwarf zu dieser Absicht einen Plan, welchen wir sie bald selbst dem Grafen von Thüringen werden mittheilen hören.

Achtzehntes Kapitel.

Alte Liebe flammt wieder auf, und neue entbrennt.

Pfalzgraf Friedrich unterhielt sich, an der Tafel des Grafen von Nebra, viel mit dem Mann, den er zu seinem Muster gewählt hatte. Unbewußt des Verhältnisses, in welchem Ludwig einst mit Adelheiden gestanden hatte, und nur der guten Absicht voll: von dem Grafen von Thüringen zu lernen; schlief heut des Pfalzgrafen Eifersucht, so leicht sie auch sonst erwachte.

Auch wurde sie durch Ludwigs Betragen nicht aufgeregt, da er, wie wir vorher berichtet haben, lange Zeit so stumm und kalt an Adelheidens Seite saß, als ob alle die namenlosen Reize, die seine schöne Nachbarin besaß, für ihn keine Reize wären. Nach und nach

wurde zwar das Band seiner Zunge los, doch fand Friedrich in seinen Reden nichts, wodurch seine Eifersucht in Flammen gesetzt worden wäre.

Man hatte sich gesättigt, zum Theil vielleicht überladen; der Wein hatte die allgemeine Freude noch mehr belebt; man stand auf, und jeder führte seine Nachbarin zum fröhlichen Tanze. Wein und Tanz können Leidenschaften entzünden, viel eher noch Schlafende wecken. Beydes geschahe bey dem Lustgelage zu Nebra, wie wir euch, theure Leser, mit gewissenhafter Treue erzählen wollen.

Ludwig und Adelheid eröffneten den Tanz; ihr Rang berechtigte sie dazu, und nie waren Rang und Verdienste — wenn wir uns dieses Ausdrucks hier bedienen dürfen — glücklicher vereinigt. Alle anwesende Damen erklärten den Grafen von Thüringen für den schönsten Mann unter der Gesellschaft; und alle gegenwärtige Herrn fällten von Adelheiden ein gleiches Urtheil. Als sie und Ludwig zum Tanze antraten, entschied jeder der letztern: noch nie ein so schönes Paar gesehen zu haben; und ob schon unter den Damen nicht alle gleicher Meynung waren; so gestand doch jede der eitelsten unter ihnen sich selbst: daß nach ihr keine würdiger wäre, mit dem Grafen von Thüringen zu tanzen, als die Pfalzgräfin.

Jetzt tönte die Musik zum Anfange des Tanzes; und Staunen und Bewunderung nahm alle Zuschauer und den größten Theil der Tänzer und Tänzerinnen ein, da Ludwig und Adelheid mit unbeschreiblichem Reize und leicht, wie Luftgestalten, dahin schwebten. In den Herzen manches eiteln geschickten Tänzers und mancher eiteln schönen Tänzerin entstand aber auch Neid: sich übertroffen, verdunkelt zu sehen.

Dies die Wirkung, welche Ludwigs und Adelheidens Tanz auf andere machte, für sie selbst war seine Wirkung noch wichtiger. Adelheid bemerkte mit innigem Entzücken, daß sie durch ihn den ersten Schritt zur Erreichung ihrer Absicht gethan hätte, und in Ludwigs Busen flammte die Liebe wieder hoch auf, welche Bertha einst verlöscht hatte.

Der Tanz allein bewirkte dies vielleicht nicht, Eindruck machte er aber gewiß auf Ludwigs Sinne, und diesen wußte Adelheid, wenn sie sich selten einen Augenblick lang unbelauscht sahe, durch Feuerblicke zu verstärken, die tief in Ludwigs Inneres drangen. Einer dieser Blicke hatte ihn schon vorher bey seinem Eintritte getroffen; und dieser, nicht Adelheidens Reize allein, bewirkte die Bewegungen, die sein Herz beunruhigten.

Da=

Damals hatte eine innere Stimme ihm zugerufen: daß Vernunft und Pflicht ihm befählen: Adelheiden zu fliehen; zu schwach war aber Ludwig, diesem Rufe zu folgen, jetzt, bey mehr erhitzter Leidenschaft schwieg jene Stimme. Liebe nur überfüllte Ludwigs Busen. Er hatte für nichts Gefühl, als für das Glück, das in Adelheidens Armen, die ihr der Tanz um den Geliebten zu schlingen vergönnte, ihm wurde.

Die Musik schwieg, und nicht sowohl vom Tanze ermattet, als vom Uebermaaße ihrer Empfindungen entkräftet, sanken Adelheid und Ludwig auf eine Ruhebank. Nicht Zufall, sondern Adelheidens Wahl hatten diese mit ihrem Tänzer zu einem Platze geführt, wo sie nicht leicht belauscht werden konnten. Schon während des Tanzes hatte ihr Auge nach ihrem eifersüchtigen Eheherrn umher gespäht, und ihn, zu ihrer großen Freude, in einem Seitengemache unter den Zechern gefunden. Friedrich schien vergessen zu haben, daß er auch unter ihnen mässig zu seyn, sich stark genug geglaubt hatte. Der Becher behagte ihm so wohl, daß er über ihn seine Gemahlin vergaß.

Auch jetzt saß Ludwig stumm an Adelheidens Seite, doch war die Ursache dieses Stummseyns sehr verschieden von der, welche an der Tafel

seine Zunge band. Nicht Verworrenheit seiner Empfindungen, sondern die Stärke einer einzigen beraubte ihn der Sprache, die ohnehin zu dem Ausdrucke derselben zu schwach war. Deutlicher aber als jede Sprache machten seine Blicke kund, was in ihm vorging. Adelheid brach dies ausdrucksvolle Stillschweigen zuerst.

Ich pries mich glücklich, Herr Graf — sprach sie zu ihrem Gefärthen — als ich euch heut nach so langer Trennung wieder sahe; unglücklich aber fühle ich mich nun, weil ihr eure Freundin vergessen zu haben scheint. Oder schmeichelte ich mir vielleicht zu viel, daß ich mich einst eure Freundin glaubte?

O warum mußtet ihr mich durch die Zurückerinnerung an jene entflohenen Zeiten, aus dem seligen Taumel wecken, in welchen ich mich gewiegt hatte? — kehrte Ludwigs Bewußtseyn wieder — sie sind dahin; und nie, nie werden sie wiederkehren!

Adelheid. Also war es nicht Täuschung, daß ich mich einst eure Freundin schmeichelte?

Ludwig. O, Einzige eures Geschlechts, ihr wart mir mehr als Freundin! heisse Liebe zu euch erfüllte mein Herz, erfüllt es noch, und wird es ewig erfüllen!

Adelheid. Der lauteste Dank für dies schöne Geständniß ist, daß ich euch das nämliche

thue. Seit ich in Maynz von euch gerissen wurde, sehnten sich meine Thränen unablässig nach euch; nun ist mein Sehnen erfüllt. Wir sind wieder vereinigt. Euren Willen — und nichts soll uns von neuem trennen!

Ludwig. Welches Vorgefühl der Seligkeit strömen eure Worte in meine Brust! euch meinen Dank zu stammeln, vermag ich nicht; fühlt ihn in einem heissen Kusse auf eurer reizenden Hand brennen.

Adelheid. Gemach, Herr Graf. Vergeßt nicht, daß mehr als hundert Augen uns beobachten könnten. Zum zweyten male würde ich von euch gerissen werden, rufte ein Neider meinen Eheherrn herbey, in dessen Brust Eifersucht so flammend brennt, als in der meinigen die zärtlichste Liebe für euch. So kalt, so gleichgültig als ihr es an der Tafel wart, müßt ihr euch gegen mich stellen, um damit selige Augenblicke zu erkaufen, wo wir ohne Furcht und Zeugen unsere Liebe gegenseitig aushauchen können.

Ludwig. Sagt: daß Feuer sich in Eis verwandeln soll; und ihr verlangt nichts unmöglicheres, als was ihr von mir begehrt.

Adelheid. Weis Ludwig, um seines eigenen Vortheils willen, den Ausbruch seiner Leidenschaft nicht auf kurze Zeit zurück zu halten:

so bleibt der schöne Traum, den meine Seele sich von der Zukunft bildete, auf ewig nur ein Traum; zur Wirklichkeit aber wird er umgeschaffen werden, wenn ihr thut, um was ich euch bitte.

Ludwig. O sprecht, schöne Gräfin! Die Liebe wird mir Kraft geben, auch unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen.

Adelheid erzählte dem erkohrnen Geliebten, welche hohe Achtung gegen ihn das Gerücht in ihrem Gemahl erschaffen hätte, und fuhr dann fort:

Wenig Angenehmes wird des Pfalzgrafen Unterhaltung für euch haben; sprach aber Wahrheit die Versicherung eurer Liebe aus euch: so werdet ihr euch gern mit dem Pfalzgrafen ein wenig langweilen. Ihm müßt ihr euch heut widmen, nicht mir. Unbekümmert um mich, wenn ich abwesend bin, auch gleichgültig gegen mich, wenn ich euch nahe bin, müßt ihr viel und oft mit dem Pfalzgrafen sprechen, wenn ihr mich nicht heut zum letzten male sehen wollt. Er wird euch zu sich laden; ihr werdet kommen; und dann, mein Ludwig, wird sich Gelegenheit genug zeigen, uns für die Augenblicke schadlos zu halten, die wir heut verlohren.

Ludwig folgte dem Willen der Pfalzgräfin. Von ihr weg eilte er unter die Gesellschaft der

Zecher im Seitengemache, und setzte sich an Friedrichs Seite, der nun beynahe mit ihm allein sich unterhielt. Es gelang dem Grafen von Thüringen, des Pfalzgrafen Achtung noch mehr zu erhalten, als der Ruf sie ihm vorher schon erworben hatte. Der Pfalzgraf bat ihn um seine Freundschaft, wogegen Ludwig ihm versicherte, daß er sich glücklich schätzte, wenn er ihn der seinigen würdig fände.

Durch ihren Geliebten hingezogen, kam Adelheid auch zuweilen zu ihrem Gemahle, und der Beyfall, den Ludwig von ihm erhalten hatte, wurde um ein großes vermehrt, da er sahe, daß Ludwig Adelheidens Gegenwart sogar nicht beachtete, wenn sie schon jederzeit die andern Zecher in Aufruhr brachte. Alle eilten, der reizenden Pfalzgräfin sich zu nähern; nur Ludwig blieb unangefochten an der Seite ihres Eheherrn sitzen.

Hatte Adelheid sich wieder entfernt, und verzog dann zuweilen etwas lange, ehe sie zurückkehrte: so fragte der Pfalzgraf seinen Nachbar Ludwig nach ihr, der dann diese Gelegenheit nicht unbenutzt ließ, durch Adelheiden die Langeweile sich vergüten zu lassen, die ihm neben ihrem Eheherrn peinigte. Er stand auf, spähete Adelheiden aus, führte sie zu ihrem Gemahle, und setzte sich dann wieder

ruhig auf seinen Sessel. Weit entfernt, hiervon die wahre Ursache zu ahnden, glaubte Friedrich, daß Ludwig nur aus Gefälligkeit gegen ihn sich so oft mit seiner Gattin beschwerte; und dies und die Aeusserung: man könnte auf ein Weib nicht achtsam genug seyn; machte ihm den Grafen von Thüringen noch werther.

Ich bitte euch, Herr Graf — sprach einst Friedrich zu seinem Nachbar — laßt uns die Bekanntschaft fortsetzen, welche heut Zufall veranlaßte.

Ludwig versicherte, daß die Fortsetzung derselben ihm das wahreste Vergnügen gewähren würde, und der Pfalzgraf fuhr fort.

Mich hält Krankheit in meiner Burg fest, daher ich euch nicht so oft werde heimsuchen können, als ich wünsche. Ihr aber werdet eure Gefälligkeit gegen mich, von der ich heut schon Beweise erhielt, vollkommen machen, wenn ihr mir jenen Verlust dadurch ersetzet, daß ihr mich geplagten Mann um so öfter besucht. Laßt uns wie Freunde leben, und alle Ceremonien von unserm freundschaftlichen Umgange entfernen. Meine Burg ist euch immer offen; je öfter ihr mich heimsucht, je mehr werde ich euch für eure Freundschaft danken.

Oft wiederholte Friedrich diese Einladung. Er ahndete nicht, daß Ludwig schon auf eine

nur hingeworfene kommen würde: und rastete nicht eher, bis dieser ihm sein Wort gab, daß er schon nach zwey Tagen mit seinen freundschaftlichen Besuchen den Anfang machen wollte. Mit inniger Freude hatte Adelheid dies Versprechen gehört, und eilte nun in den Tanzsaal, um dem Grafen von Thüringen, als er sie nach einiger Zeit wieder zu ihrem Gemahl führte, ins Ohr zu lispeln: Ihr werdet wohl thun, wenn ihr einige Zeit vor dem Mittagsessen in Weissenburg einzutreffen sucht. Seiner Gesundheit zu frommen, sitzt mein Gemahl um diese Zeit im Bade. Bis er heraussteigt, verweilt ihr bey mir.

Man hatte endlich zu Nebra genug getanzt und gezecht, um nach dem Anbruche des andern Morgens an die Ruhe zu denken. Sanft schliefen die mehresten Gäste des Grafen zu Nebra; ohne Schlaf warfen sich aber auch einige auf den weichen Lagern umher. Daß Ludwig und Adelheid unter diese unruhigen Schläfer gehörten, werden die Leser ohne unser Erinnern ermessen. Sie waren nicht die einzigen. So fern als von ihren Lagern war Ruhe von dem Lager des Grafen Dietrich von Linderbeck und von dem Lager der Gräfin Uda von Thüringen.

Beyde hatten beym Tanzen ihre Herzen verlohren. Jedes suchte das seinige wieder zu erhaschen, aber der kleine tückische Amor leitete ihre Hände fehl. Uda ergriff Graf Dietrichs Herz und Dietrich das Herz der lieblichen Uda. Diese Verwechselung mußte nothwendig in Körpern beunruhigende Bewegungen zur Folge haben; und diese Bewegungen waren es, welche Dietrichen und der Gräfin Uda den Schlaf beraubten. Beyde beklagten diesen Raub so wenig als den Verlust ihrer Herzen; traurig aber sahen sie der Trennung entgegen, die ihnen nach wenig Stunden drohete.

Alle, die in dem Schlosse des Grafen von Nebra geschlafen oder nicht geschlafen hatten, waren jetzt wieder in dem Speisesaale versammelt, wo ihnen Graf Mezelin vor der Abreise etwas zum Morgenimbiß reichen ließ. Man trennte sich endlich; und uns; und unsere Leser interessiren die Abschiedsformulare der Scheidenden zu wenig, um ihrer hier zu erwähnen. Daß Adelheid ihrem Geliebten zuflüsterte: übermorgen hoffe ich euch wieder zu sehen; und daß Graf Dietrich der jungen Gräfin von Thüringen versicherte: in wenig Tagen wird Liebe mich nach Schaumburg führen, um bey dem Grafen Ludwig um die Hand der holden Uda

zu werben; dies sey alles, was wir von jenen Abschieden erwähnen.

Mit süssem Nachgeschmacke der genossenen Freuden machten sich alle nach ihren Burgen auf den Weg.

Neunzehntes Kapitel.

Ludwig wünscht so glücklich zu seyn als sein Schwager.

Der Tag, an welchem Ludwig nach Weissenburg zu kommen versprochen hatte, erschien, und der Ungeduldige, dem er mit seiner Ankunft schon zu lange zögerte, flog nun eilend dahin. Er hatte genau auf Adelheidens guten Rath gemerkt, und hielt daher, als er Weissenburg in der Ferne erblickte, sein Roß auf, weil der Mittag noch fern war und Ludwig befürchtete, daß Friedrich sich vielleicht nicht baden möchte, wenn er ihn vorher schon bey seiner Gemahlin wüßte. In Adelheidens Arme zu eilen, war zwar Ludwigs Wunsch, weil aber Eil hier zweckwidrig gewesen seyn würde, setzte er seinen Weg langsam fort, und sein günstiges Geschick

ließ ihn in Weissenburg ankommen, als Friedrich eben in das Bad gegangen war.

Das gute Zutrauen des Pfalzgrafen zu seinem neuen Freunde war so groß, daß er geboten hatte: ihn zu seiner Gemahlin zu führen, wenn er während der Badezeit ankommen sollte. Wie innig freueten sich Ludwig und Adelheid dieses Befehls, und wie feurig wünschten sie: daß Friedrich recht lange im Bade bleiben möchte. Bey Ludwigs Ankunft hatte Adelheid ihre Kunigunde entfernt, mit dem Befehle: auf ihren ersten Ruf mit allen ihren Frauen herbey zu eilen; und Ludwig sahe kaum Kunigunden verschwinden, als er die Pfalzgräfin so feurig umarmte, wie da er einst in ihr Bertha zu sehen glaubte.

Adelheid erschrak jetzt nicht wie damals über Ludwigs stürmende Liebe. Mit aller Zärtlichkeit erwiederte sie seine Umarmung; und einige Augenblicke schwanden den beyden Liebenden Mund auf Mund dahin. Wiederholte Versicherungen der zärtlichsten ewigen Liebe mit Küssen und neuen Umarmungen bekräftigt, folgten jenem ersten Gruße; bey allem Feuer ihrer Leidenschaft vergaß aber doch Adelheid die nöthige Vorsicht nicht. Sie endigte die Minneunterhaltung zuerst, gab ihrem Geliebten Vorschriften, wie er sich nun verhalten sollte, und rief

dann Kunigunden, welche sogleich mit vier andern Frauen erschien.

Adelheidens Willen gemäs, wandelte jetzt Ludwig im Zimmer auf und ab, so gleichgültig, als wenn die schöne Adelheid für ihn nichts Schönes hätte. Bisweilen sprach er ein wenig mit ihr, doch auf eine Art, als ob ihm dies viele Ueberwindung kostete, und jederzeit endigte er mit dem Wunsch: daß der Pfalzgraf bald kommen möchte. Schwer wurde es dem Grafen von Thüringen, diese Rolle zu spielen, wenn es ihm schon gelang, sich nicht zu verrathen. Verlegenheit mahlte sich wirklich in seinen Blicken, aber freylich erschuf sie nicht Friedrichs Ausbleiben, sondern die Gegenwart der Weiber, welche den Liebenden Fesseln anlegte. Endlich kam Friedrich.

Ihr verzieht lange, Herr Pfalzgraf — sprach Ludwig zu ihm.

Verzeiht — antwortete Friedrich — ich bin ein leibeigner Knecht der Aerzte, und hätte noch länger von euch entfernt bleiben müssen, hätte ich heut nicht wider ihre Vorschriften gesündigt.

Gut, daß ihr das thatet — fing Adelheid mit spöttischem Tone an, und mit einem Blicke auf den Grafen, welcher Empfindlichkeit über ihn zeigte. — Hättet ihr länger verzogen: so

fürchte ich, der Herr Graf würde, ohne euch zu erwarten, Weissenburg wieder verlassen haben.

Friedrich bat nun seinen Gast, mit ihm in sein Gemach zu kommen, und entschuldigte sich nach dem Hinausgehen noch einmal bey ihm, daß er so lange auf sich hatte warten lassen.

Euch zu gefallen, Herr Pfalzgraf — versicherte Ludwig — bliebe ich gern eine Zeitlang unter Weibern. Eure Frau Gemahlin — fuhr er fort — schien zur Sicherheit alle ihre Frauen um sich her versammelt zu haben. Fürwahr es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft!

Friedrich entschuldigte seine Gemahlin, indem er den Grafen erinnerte, daß sie ihn freylich nicht so genau kennte als er.

Grossentheils allein mit dem Pfalzgrafen wurde dem Grafen von Thüringen der Tag unermeßlich lang. Ohne sich durch eine zweyte geheime Unterhaltung mit Adelheiden, für diese penigende Langeweile schadlos halten zu können, verließ Ludwig des andern Morgens Weissenburg wieder, nachdem er dem Besitzer desselben hatte versprechen müssen: recht bald wieder zu kommen, und längere Zeit bey ihm zu verweilen.

Uda empfing ihren Bruder an der Schloßpforte zu Schaumburg, doch hatte nicht er, sondern Täuschung sie dahin gezogen. Seinem Versprechen gemäß, erwartete Uda den Grafen

von Linderbeck; und hatte sich deshalb auf den Altan begeben, um ihn hier schon in der Ferne auszuspähen. Lange hatte ihr Auge vergebens nach dem geliebten Dietrich umher geblickt, als sie zwey Reuter dem Schlosse schon nahe gewahrte. Sie vergaß, daß Dietrich auf einem andern Wege kommen müßte, vergaß, daß ihr Bruder heut hatte zurückkehren wollen, und ohne die Kommenden scharf anzublicken, eilte Uda mit der Hoffnung; ihren Dietrich zu sehen; die Stiegen hinab vor die Pforte.

Nicht freudig, wie sonst, hüpfte die junge Gräfin in die Arme des geliebten Bruders. Zwar begrüßte sie ihn freundlich, aber doch trauerte sie, daß sie den nicht fand, der ihrem Herzen noch theurer war als Ludwig. Unter dem Vorwande: des schönen Tages sich zu freuen; verließ sie ihn bald, um auf dem Altane dem Geliebten entgegen zu harren, und bald sah sie ihr Sehnen erfüllt. So eilend, daß der Schweis von seinem Rosse troff, sprengte Graf Dietrich nach dem Schlosse zu, und Uda erhob den leichten Fuß, ihm entgegen zu fliegen.

„Mit Gunst, mein Fräulein" — hielt Frau Elisabeth, einst des Fräuleins Amme, die sich, eben weil sie dies gewesen war, eine gewisse Herrschaft über sie anmaßte, die Eilende zurück — „mich dünkt, ihr thätet weislicher,

wenn ihr in eurem Gemache des Grafen fein sittiglich harrtet. Ich bitte euch, habt noch ein wenig Geduld, denn ich denke, ihr werdet nicht lange einsam sitzen, bis Graf Ludwig euren Geliebten zu euch führt, seine Hand in die eurige zu legen."

Dem Rufe der Sittsamkeit, der aus Elisabeths Munde erscholl, gab Uda Gehör. Sie ging in ihr Gemach, und Frau Elisabeths Vorherverkündigung traf zu. Uda saß nicht lange einsam.

Ludwig hatte der Werbung des Grafen von Linderbeck sogleich seinen Beyfall gegeben. An seiner Hand trat er jetzt in das Gemach seiner Schwester, welche er mit den Worten: hier, Herr Graf, fragt meine Uda selbst; den Grafen Dietrich zuführte; und Dietrich fragte das erröthende Fräulein: ob sie durch ihre Hand sein Glück machen wollte?

Mein Bruder entscheidet über sie — antwortete Uda — indem ihr Gesicht sich höher röthete.

Deine Hand, liebe Uda — trat jetzt Ludwig den Liebenden näher — gebe ich dem Herrn Grafen, damit er dein Herz nicht allein besitzt. Seyd glücklich, ihr Liebenden!

Er führte nun seine Schwester in Dietrichs Arme, aus welchen sie nachher in die seinigen

sank. Dank erfüllt, umarmte auch Dietrich den Vollender seines Glückes, in dessen Busen der heisse Wunsch lebte: so glücklich als Dietrich zu seyn.

Der Liebe lebte Graf Dietrich einige Tage lang in dem Schlosse zu Schaumburg, dann besprach er sich mit dem Bruder seiner Geliebten über den Tag, an dem er kommen wollte, seine Verlobte heim zu führen, und so wurde eine Liebe, die schnell entstand, auch schnell bekrönt, ohne durch Hindernisse oder Abentheuer für irgend jemand, ausser den Liebenden, merkwürdig zu werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Friedrich wird getäuscht.

Zugleich mit dem Grafen von Linderbeck verließ Ludwig Schaumburg, um dem Genusse entgegen zu eilen, von welchem Graf Dietrich sich schied. Eher würde er schon wieder nach Weissenburg gegangen seyn, hätten nicht Gefälligkeit gegen den Graf Dietrich und Liebe für Uda ihn in Schaumburg zurück gehalten. Er wollte nicht, daß die Liebenden sich so bald schon wie-

der trennen sollten, und nahm zugleich zu viele Rücksicht auf den Wohlstand, um den Grafen Dietrich mit seiner Schwester allein zurück zu lassen. Jetzt, da dieser sich auf den Weg machte, verzog er keinen Augenblick länger, dem Drange seines Herzens zu folgen.

Man hatte den Grafen von Thüringen in Weissenburg so sehnlich erwartet, als er sich sehnlich dahin gewünscht hatte. Groß war demnach die Freude, die seiner Ankunft folgte, nur mit dem Unterschiede, daß Adelheid gleich Anfangs sie nicht so laut äusserte, als Friedrich.

Ludwig mußte dem Pfalzgrafen versprechen, daß er einige Tage bey ihm verweilen wollte; und wir haben wohl nicht nöthig es zu versichern, daß er dies Versprechen gern gab. So unaussprechlich sich auch Adelheid über dies Versprechen freute, so ganz hatte sie doch ihre Miene in ihrer Gewalt, daß sie Verdruß darüber äusserte. Friedrich hatte diese Miene so wohl bemerkt als Ludwig.

Ich werde nicht so lange bey euch bleiben dürfen, als es mein Wunsch war — sprach Ludwig zu Friedrichen, so bald er sich mit ihm allein sahe.

Warum nicht, mein theurester Freund? — fragte Friedrich.

Habt

Habt ihr nicht bemerkt — erwiederte Ludwig — wie unwillig mich eure Frau Gemahlin anblickte, als sie vernahm, daß ich sie lange zu beschweren gedächte?

O laßt dadurch euren schönen Vorsatz sich nicht umändern — bat Friedrich.

Verzeiht, Herr Pfalzgraf — antwortete Ludwig — so sehnlich ich auch wünschte, mich recht lange eures Umgangs freuen zu können: so wenig ist mir dies einen einzigen Tag lang möglich, wenn von eurer Frau Gemahlin mich mehr solche Blicke treffen, als die bey meiner Ankunft, denn ihr sollt wissen, daß ich nicht seyn kann, wo man mich ungern sieht.

Als wir den Bund unserer Freundschaft schlossen — erwiederte Friedrich — versprachen wir uns gegenseitig: Zwang und Zurückhaltung zu verbannen. Im Vertrauen auf dieses Versprechen hoffe ich eure Verzeihung, wenn ich euch unverhohlen sage, daß ihr an jenen unfreundlichen Blicken meiner Gemahlin selbst schuld wart, und daß es nur auf euch ankömmt, euch freundschaftlichere Blicke von ihr zu verdienen.

Ich verdiene mir nicht gern von Weibern etwas — sprach Ludwig kalt und ernst.

Auch nicht, wenn Freundschaft euch um dieses Opfer bittet? — fragte Friedrich.

Dann willig und gern — antwortete Ludwig.

Nun so bitte ich euch — fuhr Friedrich fort — besiegt aus Freundschaft für mich in Gesellschaft meiner Gattin eure Abneigung gegen alles was Weib heißt, ein wenig. Meine Adelheid ist ein gutes wackeres Weib, aber wie alle Menschen, nicht von Fehlern frey. Der größte dieser Fehler ist Eitelkeit, die ihr beleidigt habt. Ueberwindet euch, dieser bisweilen ein kleines Opfer zu bringen; und Adelheidens Blicke werden sich aufheitern.

Fürwahr ein Opfer, das ich noch keinem meiner Freunde brachte — betheuerte Ludwig — doch war mir auch noch keiner so theuer als ihr, und deshalb verspreche ich euch, was meinen Neigungen so ganz widerspricht. Schön, wie ich noch wenig Weiber sahe, ist eure Frau Gemahlin, aber dennoch versichere ich euch, daß mich großen Kampf kosten wird, wozu vielleicht alle andere Männer sich aufgeopfert fühlen würden, sobald sie die reizende Pfalzgräfin von Sachsen nur gesehen hätten.

Sonderbar — ließ Friedrich seine Verwunderung hören — jetzt eine Frage, Herr Graf: woher der Weiberhaß, den ich bey euch zu bemerken glaube, und der mir bey einem

Manne, wie ihr, und bey eurer Jugend so unerklärbar ist?

Er entstand als natürliche Folge der Begegnisse meiner frühern Jahre — antwortete Ludwig — die Weiber allein verbitterten mein Leben, und erzeugten den Vorsatz in mir: sie wo nicht zu hassen, doch sorgfältig zu meiden; ein Vorsatz, dem ich wenigstens in so fern treu bliebe, daß wenn Zufall oder Wohlstand mich in eine Gesellschaft von Weibern führt, mein Körper nur bey ihnen gegenwärtig ist. Meinen Geist suche ich mit entfernten Dingen zu beschäftigen, damit er mich nicht treibt, hinweg zu eilen.

Der arglose Friedrich ahndete keinen Betrug, wozu er so leicht hätte veranlaßt werden können, weil Ludwig, wenn er wirklich der Weiberfeind gewesen wäre, der er zu seyn vorgab, sich gewiß nicht entschlossen haben würde, die Zeit, welche Friedrich kurz nachher im Bade auf die Verbesserung seiner Gesundheit verwendete, bey seiner Gemahlin zuzubringen. Auf Friedrichs Rath wollte er jetzt die ersten Versuche machen, ob es ihm möglich seyn würde, von Adelheiden sich freundlichere Blicke zu erwerben; und Friedrich bemerkte beym Mittagsmahle, daß es seinem Gaste wenigstens nicht ganz mißlun-

gen war. Würdigte ihn Adelheid gleich keiner freundlichen Miene, so blickte sie ihn doch nicht mehr unwillig an.

Mehr als Friedrich nach dieser Bemerkung freueten sich Adelheid und Ludwig, daß es ihnen so wohl gelungen war, den blöden Friedrich zu täuschen, Eifersucht fern von ihm zu halten, und ihn sogar zum Beförderer ihrer Liebe zu machen.

Billig wäre es zwar von dem Pfalzgrafen gewesen, wenn er, so lange Ludwig bey ihm war, in einiger Entfernung von seiner Gemahlin gelebt hätte, da er sich so fest überzeugt glaubte, daß ihre Gegenwart seinem Gaste lästig wäre; allein theils war ihm ihre Gesellschaft zu theuer, um sie dem Grafen von Thüringen zu opfern, theils war es auch seiner Eifersucht nicht gemäß, die schöne Adelheid so lange Zeit nur der Obacht einiger Frauen anzuvertrauen, die er zu Wächterinnen ihrer Treue gesetzt hatte.

Kunigunde war unter diesen die erste; und dies schlaue Weib wußte sich gegen ihren Herrn so geschickt zu benehmen, daß er in ihr nichts weniger als die Vertraute seiner Gattin vermuthete, ob sie dies gleich schon lange war, denn Leutseligkeit und reichliche Geschenke von ihrer Gebieterin, hatten sie gleich in den ersten

Wochen ihres Dienstes zur treuesten Vertrauten derselben gemacht. Frau Kunigunde befand sich sehr wohl dabey, daß der leicht zu täuschende Pfalzgraf sie als Wächterin seiner Gemahlin, sie als Vertraute belohnte.

Lieb war es also dem Pfalzgrafen, daß Ludwig seine Eifersucht nicht hinderte, Adelheiden selbst zu bewachen, noch lieber aber war es ihm, daß Ludwig nicht von ihr wich, so lange sich jener im Bade befand, denn nirgends glaubte er sie sicherer, als unter Ludwigs Hut.

Acht Tage blieb Ludwig in Weissenburg, des Zwanges zwar bisweilen müde, welchem er sich unterwerfen mußte, doch hielt er sich durch die Freuden, welche er dann an Adelheidens Seite genoß, wenn ihr Gemahl im Wasser lebte, reichlich für jenen Zwang belohnt. Gern zwang und langweilte er sich des Tages **zwölf** Stunden lang, um zwey der Liebe leben zu können.

Wir sind nicht gesonnen ein Tagebuch der Liebe Adelheidens und Ludwigs zu schreiben, noch jeden Besuch des letztern in Weissenburg zu melden, weil wir allen unsern Lesern Einbildungskraft genug zutrauen, die Unterhaltungen bey diesen Besuchen aus eignen Kräften zu ermessen. Ludwig lebte jetzt beynahe mehr in Weissenburg als in Schaumburg; und Friedrichs gutes Vertrauen zu ihm wurde eher vermehrt

als vermindert, ob schon jeder andre als der blödsinnige Friedrich das sträfliche Spiel bemerkt haben würde, das Adelheid und Ludwig mit ihm trieben.

Oft schon hatte dieser den Pfalzgrafen gebeten: ihn auch einmal auf seiner Burg heimzusuchen; immer aber waren diese Bitten vergebens, weil Friedrich sich nicht gern von seinem Bade entfernte, doch versprach er nebst seiner Gemahlin zu kommen, um an der Feyer der Vermählung der Schwester seines Freundes mit dem Grafen von Linderbeck Theil zu nehmen.

Wie auf dem Freudengelage zu Nebra, brachte hier Friedrich den größten Theil der Zeit unter den Zechern zu, sah aber nicht immer wie damals, seine Gemahlin und den Grafen von Thüringen um sich. Unbekümmert um ihn, genossen diese die Freuden des Tages, an welchen Friedrich seine Gemahlin unbewacht von ihm Theil zu nehmen vergönnte, weil Ludwig an seiner Statt zu wachen versprochen hatte. Seine Liebe sah es gern, daß Adelheid sich heut einmal belustigen konnte, ohne ihm für ihre Treue bange zu machen.

Innig dankte er dem Grafen von Thüringen, daß er sich des mühseligen Geschäfts unterzog: sein Weib zu bewahren; doch konnte er ihm seine Verwunderung nicht bergen, daß er

heut so gar nichts von Weiberfeindlichkeit äusserte.

Ihr lebt ja heut mitten unter diesem euch so verhaßten Geschlechte, und scheint um sie nicht viel weniger zu buhlen, als sie um euch — sprach Friedrich, da einst Ludwig ein wenig zu ihm kam.

Ein Opfer, das ich meiner Schwester bringe — rechtfertigte sich Ludwig — Ihr und dem Wohlstande war ich es schuldig. Seyd aber versichert, daß ich lieber in dem wildesten Getümmel der Schlacht seyn möchte, als hier unter diesem Weibergewirbel.

Nicht wenig erstaunten die mehresten Anwesenden, daß Friedrich heut seine, sonst so sorgfältig bewachte Gemahlin so ganz ihrem freyen Willen überließ, denn daß Graf Ludwig ihr Wächter wäre, ahndete niemand, da vielleicht keiner unter den gegenwärtigen Männern diesem schönen verführerischen Mann ein solches Amt anvertraut haben würde. Den höchsten Grad erreichte dieses Staunen, als man des andern Tages vernahm, daß Friedrich, der an dem Sause zu Schaumburg kein Behagen fand, nach seinem stillen Weissenburg zurückgekehrt wäre, und seine Gemahlin zurückgelassen hätte.

Friedrich hatte sich den Abend zuvor, in Gegenwart des Grafen von Thüringen, nach dem

ruhigen Aufenthalte in seinem Schlosse gesehnt, wogegen ihn aber Ludwig bat, aus Gefälligkeit gegen seine Gemahlin noch länger zu verweilen, weil dieser Vergnügen zu gewähren schien, was ihm Unlust machte. Friedrichs Gefälligkeit war nicht so groß, als Ludwig glaubte, größer aber, als er bey allen schon erhaltenen Beweisen vermuthete, sein festes Vertrauen zu Ludwigs Freundschaft und Weiberfeindlichkeit.

Gern möchte ich meine Adelheid die Freuden, welche ihr so selten sind, hier noch länger geniessen lassen, da es eben ohne Gefahr geschehen kann, aber länger in diesem Getümmel zu leben, ist mir, bey aller Liebe zu ihr, nicht möglich — antwortete Friedrich seinem Freunde — wollt aber ihr, Herr Graf, da ihr jetzt einmal genöthigt seyd, unter Weibern zu leben, meine Adelheid bey euch behalten, bis die Feste zu Ende sind, die ihr eurer Schwester zu Ehren angestellt habt, so werdet ihr euch von mir und meiner Gemahlin den wärmsten Dank verdienen. Doch müßtet ihr mir freylich versprechen, meine Adelheid so sorgfältig zu verwahren, als ihr euren Augapfel verwahrt.

Beynahe wäre Ludwigs Verstellungskunst nicht hinreichend gewesen, um seine namenlose Freude über das unerwartete Glück, zu dessen Genusse ihn Friedrich, ohne es selbst zu wissen,

ladete, zu verbergen. Auch würde ein aufmerksamerer Beobachter, als der blöde Friedrich, sie gewiß bemerkt haben. Aber Friedrich bemerkte nichts; und gab der Freude des Grafen von Thüringen noch Vermehrung.

Noch eine Bitte, theurester Freund! — fuhr er fort — Ihr müßt mir meine Adelheid auch selbst wieder überliefern, wenn ich sie euch zurücklassen soll. Sind eure Feste zu Ende, und die Gäste haben eure Burg wieder verlassen, dann habt die Freundschaft für mich, mit meiner Gemahlin nach Weissenburg zu kommen.

Zwanglos konnte sich also nun Ludwig der Gegenwart der Theuresten unter allen seinen Gästen freun, wenn schon er und Adelheid durch den Zwang, welchen sie sich in Friedrichs Gegenwart auflegen mußten, an Verstellung gewöhnt, sich vor aller Menschen Augen so sittiglich zu betragen wußten, daß niemand etwas von der Wahrheit ahndete. Was aber dann geschahe, wenn Ludwig sich bisweilen des Morgens in Adelheidens Gemach stahl, davon berichten unsere Urkunden nichts, daher wir uns genöthigt sehen, diese Lücken in der Geschichte jedem unserer Leser nach eignem Gutbefinden ausfüllen zu lassen.

Um sich solcher schönen Morgenstunden eine grössere Anzahl zu verschaffen, verlängerte

Ludwig die Feste. Mit dem Anfange der Woche hatten sie begonnen, und mit dem Ende derselben beschlossen sie erst. Drey Tage verweilten nun noch die Neuvermählten zu Schaumburg. Am Morgen des vierten begleitete Uda ihren Gemahl in sein Land, und Ludwig machte sich mit der reizenden Pfalzgräfin nach Weissenburg auf.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vergebens sucht man Friedrichs Eifersucht rege zu machen.

Beynahe wäre mir bange worden — bewillkommte Friedrich den Grafen von Thüringen scherzend — weil ich befürchtete, daß ihr mir meine Gemahlin gar nicht wieder bringen wolltet.

Womit die Frau Pfalzgräfin — antwortete Ludwig — so wenig zufrieden gewesen seyn würde als ihr; denn ihr sollt wissen, daß ihre Liebe zu euch den heutigen Tag unzählig oft herbey gewünscht hat.

So darf ich mir wohl keinen Dank versprechen — fragte Friedrich lächelnd seine Ge-

mahlin — daß ich euch in Schaumburg bey dem Genusse so mancherley Freuden zurück ließ? —

Ihr hättet meinen wärmsten Dank verdient — antwortete Adelheid — wenn ihr mir dies etliche Tage lang vergönnt hättet; daß ihr mich aber neun lange Tage von euch trenntet — wie wär es möglich, daß euer treues Weib dafür euch danken könnte? Bange Sorgen für eure Gesundheit haben mir öfters den Genuß der Freude vergällt.

Ihr thatet unrecht — entgegnete Friedrich — daß ihr euch mit unnöthigen Sorgen plagtet. Zu eurer Freude muß ich euch versichern, daß ich mich seit vier Jahren nicht so wohl befand, als seit meiner Zurückkunft von Schaumburg.

Diese frohe Nachricht machte auf Adelheiden eine Wirkung, derjenigen ganz entgegengesetzt, welche der gutherzige Friedrich sich versprochen hatte. So weit es auch Adelheid in der Verstellungskunst gebracht hatte: so wenig vermochte sie einen Seufzer zu unterdrücken, der sich über eine Nachricht, die die Erfüllung ihrer Wünsche noch fern hinaus setzte, unaufhaltsam aus ihrem Busen hervor drängte. Nur der Tod ihres Gemahls konnte Adelheidens Wünsche erfüllen.

Wie, meine Adelheid — fragte Friedrich erstaunt — statt euch zu freuen, seufzet ihr?

Es schmerzt mich — half sich Adelheid aus der Verlegenheit — daß ihr in meiner Abwesenheit euch besser befindet, als wenn ich bey euch bin.

Ihr irrt, liebe Grillenfängerin — erwiederte Friedrich — die Kunst der Aerzte scheint endlich einmal wirksam zu werden; und schneller wird nun meine Besserung fortschreiten, wenn eure Liebe, eure zärtliche Pflege sich mit der Aerzte Kunst verbindet.

Dieser Gegenstand der Hoffnung Friedrichs, war für Adelheiden ein Gegenstand der Furcht. Müde des Zwanges, der sie fesselte, und der Verstellung, welche ihr öfters schwer wurde, und verdrüßlich, daß sie nur so wenig Stunden ihres Ludwigs und ihrer Liebe leben konnte, schränkten sich Adelheidens Wünsche nicht mehr darauf ein: den Grafen von Thüringen ihren Geliebten zu nennen. So wie in allen Menschen stieg in ihr ein zweyter Wunsch auf, nun der erste erfüllt war, der Wunsch: Ludwigs Gattin zu seyn.

Schon seit mehreren Wochen hatte Friedrichs unglückliche Gattin diesen Wunsch genährt, und Friedrichs fortdauernde Kränklichkeit schien ihm Erfüllung zu winken. Voll der Vermuthung: daß sein Tod nicht mehr fern

seyn könnte; hatte Adelheid ihn vorher nicht herbey gefleht; jetzt aber, da Friedrich ihr seine Besserung berichtete, stieg jener sträfliche Wunsch unwillkührlich in ihrem Innern empor.

Weit entfernt, diesen Wunsch für nicht sträflich zu halten, glauben wir wenigstens, daß Adelheid, wo nicht Entschuldigung, doch Verzeihung verdient. Bedenkt ihre Lage, Leser! Gezwungen an der Seite eines Mannes zu leben, den sie nicht lieben konnte, so wie ihn vielleicht kein Weib in der Welt hätte lieben können — den sie sogar hassen mußte, weil er es war, der sie des Glücks beraubte, das ihr in den Armen eines andern geliebten Mannes worden wäre — verzärtelt von ihrer Mutter und von Kindheit an gewöhnt, ihren Willen befolgt, ihre Wünsche erfüllt zu sehen — ist Adelheid unseres Mitleids würdig. Bedenkt dies alles, Leser! und werft keinen Stein auf ein Weib, das durch zusammentreffende unglückliche Begegnisse strafbar wurde! Doch wir wollen eurem Urtheile nicht vorgreifen! Lest Ludwigs und Adelheidens Geschichte weiter, und richtet dann!

Sechs Monden waren seit dem Tage verflossen, an welchem Ludwig und Adelheid zu Nebra sich wiedersahen, und ihre neu entzündete Liebe war bisher noch durch kein Hinderniß gestört worden. In Ludwigs Busen regte sich

zwar wohl bisweilen ein Gefühl des Unrechts, das er dem Pfalzgrafen that, allein die Allmacht seiner Liebe erstickte dies Gefühl immer schon in seinem Entstehen. Fern war hingegen eine ähnliche Empfindung von Adelheiden. Sie hielt sich für eine Unterdrückte, und glaubte zur Ergreifung eines jeden Mittels befugt zu seyn, durch welches sie sich unter diesem Drucke hervor arbeiten könnte.

Alles war also bisher nach dem Wunsche der Liebenden gegangen, selbst übertroffen hatten sie si öfters gesehen, da Friedrich unaufgefodert that, was ihre kühnsten Wünsche nicht erwartet hätten. Sie schienen Schooßkinder der Liebe zu seyn, doch bald zeigte es sich, daß sie dies nicht waren.

Gertrut war eine von den Weibern, welche unter Kunigundens Aufsicht die Pfalzgräfin bewachen sollten. Die geringste unter diesen Wächterinnen hätte sie die Vornehmste seyn sollen, wenn Treue und Ergebenheit für den Pfalzgrafen den Rang bestimmt hätte. Doch war auch Treue ihr einziges Verdienst. Die andern, zu einem solchen Amte, wie das ihrige, nöthigen Erfordernisse fehlten ihr ganz. List war ihr fremd, und sie zu hintergehen nicht schwer. Adelheid betrachtete sie daher als eine

unmächtige Feindin, auf die sie wenig Rücksicht nahm.

Frau Gertrut schmerzte dies tief, und der Verdruß: sich zurückgesetzt zu sehen, war nicht das einzige, was sie grämte. Auch ihr Neid wurde rege, da sie zu bemerken glaubte, daß Kunigunde von ihrer Gebieterin reiche Spenden erhielte. Sie bemühete sich, ihrer Aufseherin das Zutrauen des Pfalzgrafens zu rauben, vergebens aber war diese Mühe. Wie ihre Gebieterin spielte die listige Kunigunde mit dem schwachen Friedrich; und leicht wurde es ihr, sich von allem Verdachte zu reinigen, der in ihm wider ihre Treue entstanden war. Frau Gertrut mußte also auf andere Mittel sinnen, Kunigunden zu schaden, und sich bey dem Pfalzgrafen Belohnung und Zutrauen zu erwerben.

Bedenklich kam es ihr vor, daß der Graf von Thüringen sich so oft mit ihrer Gebieterin allein befand. Sie stellte mit sich selbst eine Gewissensrüge an: was sie thun würde, wenn sie mit dem schönen Grafen von Thüringen so allein wäre, wie die Pfalzgräfin; und fand sonder Mühe, daß wenn die Pfalzgräfin so handelte, wie sie in gleicher Lage handeln würde, dies ihrem Gemahle wenig erfreulich seyn könnte. Dies Endurtheil ihrer Ueberlegungen brachte in ihr den Entschluß hervor: so bald es,

ohne von Kunigunden bemerkt zu werden, geschehen könnte, an der Thür des Gemachs der Pfalzgräfin zu lauschen, wenn der Graf von Thüringen bey ihr wäre.

Diese Gelegenheit zeigte sich. Frau Gertrut führte ihren Vorsatz aus, und ihren Blicken zeigte sich Graf Ludwig, wie er eben die Hand der Pfalzgräfin mit Küssen bedeckte. Weiter sahe Gertrut nichts, doch glaubte sie, daß sie mehr gesehen haben würde, wenn sie durch den Ritz in der Thüre, vor welcher sie lauschte, einen andern Theil des Zimmers, wohin Adelheid und Ludwig nach jenem Handkusse giengen, hätte übersehen können.

So wenig Verfängliches also auch Gertrut wirklich entdeckte: so hoffte sie doch, daß es hinreichend seyn würde, Friedrichs Eifersucht anzuflammen. Eilend lief sie, um den Pfalzgrafen abzulauren, wenn er aus dem Bade käme. Sie sahe sich in ihrer Erwartung betrogen. Nicht so schnell, wie sie erwartet hatte, flammte Friedrichs Eifersucht empor.

Der Graf von Thüringen hat meiner Gemahlin ein wenig geschmeichelt, damit sie ihn heut fein freundlich anblicken möchte — gab Friedrich sein, nicht so leicht zu erschütterndes Vertrauen zu dem Grafen zu erkennen — weiter

ter ist es nichts, gute Gertrut. Indessen danke ich dir für deine treue Obhut.

Mit Gunst, gnädiger Herr — wendete Gertrut ein — eure treue Dienerin weis sehr wohl, wie Schmeichelen sich äussert. Der Blick, das Feuer, mit welchem der Graf die Hand meiner gnädigen Gebieterin küßte, zeugten von mehr als Schmeicheley. Und dann, gnädiger Herr, verzeiht meinen Argwohn, konnte dies vielleicht nur ein Anfang der Liebkosungen seyn, deren Fortsetzung meinen Augen entzogen wurde.

Du irrst Gertrut — entfernte sich Friedrich — ich kenne den Grafen von Thüringen besser.

Friedrich ging nun in Adelheidens Gemach, wo er durch sein Betragen gegen sie und den Grafen deutlich bewies, daß Gertruts Reden keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Verdrossen begab sich diese hingegen in ihr Kämmerlein, wo sie sich vornahm, öfter zu lauschen, um wichtigere Beweise für ihren Argwohn zu erhalten. Verhindert durch Kunigunden, und weil Ludwig bald nachher abreiste, konnte Gertrut dies nicht so bald thun, als sie wünschte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Was Frau Gertrut nicht vermochte, bewirkt Friedrichs Vater.

Seit dem Freundschaftsbunde, welchen Friedrich mit dem Grafen von Thüringen geschlossen hatte, war der Vater des letztern aus seinem Lande entfernt gewesen. Er hatte seinen Bruder, den Erzbischof Adalbert von Bremen, und den Markgrafen Udo von Soltwedel besucht, jetzt, da er wieder zurückkam, beschloß er einige Tage in Weissenburg bey seinem Sohne zu bleiben. Freudig verkündigte Friedrich seinem Vater welche glückliche Bekanntschaft er in seiner Abwesenheit gemacht hätte, allein der alte Pfalzgraf schien sich dieser Bekanntschaft nicht zu freuen.

Daß sein Sohn von dem Grafen von Thüringen lernen könnte, sahe er ohne Mühe ein, und in dieser Rücksicht war ihm die Bekanntschaft zwischen beyden angenehm, misfällig hingegen, daß Friedrich dem Grafen vergönnte, der geheime Gesellschafter seiner Gemahlin zu seyn. Der alte Pfalzgraf hatte erforscht, wie es Zeit her in Weissenburg zugegangen war, und Ludwigs öftere Besuche und Adelheidens unziemli-

cher, ob gleich von ihrem Gemahle bewilligter langer Aufenthalt zu Schaumburg machte den Argwohn in ihm rege, der in Frau Gertruts Busen lebte.

Verschiedene Ursachen brachten bey dem alten Pfalzgrafen und bey Frau Gertruten gleiche Wirkung hervor, doch waren die Ursachen des erstern gerechter, denn was er in Weissenburg erfuhr, war es nicht allein, was seinen Argwohn erregte. Markgraf Udo hatte ihm erzählt, was sich unter seiner Tochter und dem Grafen von Thüringen vor neun Jahren begeben hatte, woher in Friedrich dem Zweyten die Vermuthung entstand, daß die alte Liebe, von welcher ihm Udo erzählt hatte, von neuem entzündet worden wäre.

Ehe er sich entschliessen konnte, diese Vermuthung seinem Sohne mitzutheilen, wünschte er den Grafen von Thüringen in Weissenburg zu sehen, um in seinem Betragen gegen Adelheiden Beständkung oder Widerlegung jener Vermuthung zu finden. Sein Wunsch blieb unerfüllt. Weislich hatte Adelheid dem Grafen durch einen geheimen Boten ermahnen lassen, fern von Weissenburg zu bleiben, so lange der alte Pfalzgraf in seinen Mauern lebte, weil sie

fürchtete, daß dieser heller sehen möchte als sein Sohn.

Frau Gertrut hatte indessen vernommen, daß der alte Pfalzgraf sich öfters sorgfältig erkundigt hatte, was sich während seiner Abwesenheit von Thüringen in Weissenburg ereignet hätte? Sie hoffte für die Entdeckung, welche sie vor kurzem gemacht hatte, bey ihm mehr Gehör zu finden, als bey seinem Sohne, und entschlossen, an ihn sich zu wenden, ging sie ihm oft nach, bis er einst die vorhin erwähnte Frage auch an sie that. Frau Gertrut berichtete, was ihr Herz so lange gepreßt hatte, wofür sie von dem Pfalzgrafen für ihre Treue mit einem Goldstücke belohnt wurde.

Regierungsgeschäfte hinderten endlich Friedrich den zweyten, länger auf einen Besuch Ludwigs in Weissenburg zu warten. Er machte also seinem Sohne den Argwohn bekannt, welcher ihm so gerecht schien, und die Nachricht, daß Adelheid einst Ludwigs Geliebte gewesen wäre, bewirkte was Frau Gertrut nicht hatte bewirken können. Eifersucht flammte in Ludwigs Busen hoch auf, und erzeugte den Vorsatz in ihm: den Grafen von Thüringen zu belauschen, so bald er wieder allein in Adelheidens Gemach seyn würde.

Wie seine Ankunft, ließ Adelheid die Abreise des alten Pfalzgrafen ihrem Geliebten kund machen, der nun nicht zögerte, nach Weissenburg zu eilen. Unfähig, sich zu verstellen, und doch nicht Willens, seine Eifersucht eher blicken zu lassen, bis sie sich stürmend äussern würde, hatte sich Friedrich krank gestellt, und sein Zimmer nicht verlassen. Adelheid, welche ihn jeder Verstellung unfähig glaubte, hielt auch dieses Kranksein nicht dafür. Einige mal besuchte sie ihn, schrieb die Veränderung seiner Miene nicht der wahren Ursache: aufgeflammter Eifersucht; sondern seiner Krankheit zu, und freuete sich schon, daß, wider ihre Erwartung, ihr Wunsch doch vielleicht bald erfüllt werden könnte.

Die Nachricht von Friedrichs Krankheit war das erste, was Ludwig bey seiner Ankunft in Weissenburg erfuhr. Durch den Vorwand: daß der Kranke schliefe, wurde er abgehalten, in sein Gemach zu treten. Er flog also zu Adelheiden, die er in so ungewöhnlich langer Zeit nicht gesehen hatte. Bey seinem Eintritte befanden sich Kunigunde und Gertrut bey der Pfalzgräfin. Eine Verrichtung, die Kunigunde Gertruten auftrug, entfernte diese aus dem Zimmer, und Kunigunde ließ nun die Liebenden

allein, indem sie durch eine andere Thür Gertruten nachfolgte.

Freudig, nach einer so langen Trennung sie wieder zu sehen, schloß Ludwig die Pfalzgräfin in seine Arme, und in diesem Augenblicke trat Friedrich in das Zimmer. Er war dem Grafen von Thüringen beynahe auf dem Fusse nachgefolgt, mit einem ungeheuren Schlachtschwerde bewaffnet, das der Schwache kaum heben konnte. Seine Eifersucht hatte ihn nicht länger rasten lassen, und erlaubte ihm auch jetzt nicht, vor der Thüre zu lauschen, wie er zu erst Willens gewesen war. Stürmend öffnete er die Thür, und erschrocken, doch der Gegenwart des Geistes nicht beraubt, bemerkte ihn Adelheid eher als Ludwig. Sie riß sich aus den Armen ihres Geliebten, und ehe noch Friedrich seine Wuth in Worten ausströmen konnte, rief sie ihm zu:

Dem Himmel sey Dank, daß ein guter Geist euch herbey führt, euer gekränktes Weib zu schützen! Entlarvt ist nun dieser Verwegene, der euch und mich bisher durch schändliche Mummerey täuschte. Schützt mich, mein Gemahl, schützt euer beleidigtes Weib.

Jetzt sank sie in Friedrichs Arme, indem dieser sein gewaltiges Schwerd mühsam empor hob: den Ehrenräuber Ludwig damit zu durch-

bohren. Nicht Furcht vor diesem Mordgewehr, sondern Furcht: daß vielleicht Friedrichs gesammte Dienerschaft, zur Unterstützung ihres Gebieters herbey eilen möchte; bewog den Grafen von Thüringen zu fliehen. Ein Sprung brachte ihn aus dem Zimmer, zwey andere die Stiegen hinab, und ehe Friedrich noch ahndete, daß Ludwig entflohen wäre, sprengte dieser schon mit seinen Knappen durch die Schloßpforte.

Hinweg, Schlange, Tausendkünstlerin — stieß Friedrich jetzt seine Gemahlin von sich — ist dies die Treue, die du mir gelobtest, daß du mit einem andern buhlst?

Und ist dies der Lohn für meine nie verletzte Treue — erhob dagegen Adelheid ihre Stimme — daß ihr ungerechtem und kränkendem Argwohne Raum gebt?

Vergebens, Heuchlerin — fuhr Friedrich tobend fort — vergebens suchst du mich länger zu täuschen. Gleich groß ist deine und Ludwigs Schuld. Liebtest du deinen Buhler nicht früher als mich?

Ein Kinderspiel — rief Adelheid — um das ein Mann sich nicht bekümmern sollte. Jetzt, Herr Pfalzgraf, tobt, so viel euch gefällt, Adelheid wird euch nicht antworten; tiefe Schaam werdet ihr aber empfinden, wenn ihr nach der

Rückkehr kalter Vernunft bemerkt, daß ihr wider eine Unschuldige todtet.

Meine Rache wird dich treffen, Gleisnerin — rief Friedrich — Jetzt soll sie deinen Buhler verfolgen, das Herz ihm aus dem Leibe reissen, das für dich voll unreiner Liebe brennt!

Eilend verließ Friedrich das Zimmer, den entflohenen Ludwig aufzusuchen, doch er erreichte nicht einmal den Hof seines Schlosses. Auf der Treppe fiel er über die ungewohnte Wehr, mit der er sich bewaffnet hatte, fiel so übel, daß er nicht länger an Ludwigs Verfolgung denken konnte. Herbeygerufene Diener mußten ihn hinweg tragen.

Kaum hatte Adelheid den Unfall ihres Gemahls vernommen, als sie in das Gemach eilte, wohin man ihn gebracht hatte. Ueber den Schmerz hatte er die Eifersucht vergessen, nur über jenen klagte er jetzt.

Beruhigt euch, mein theurer Gemahl — drückte Adelheid ihre Lippen liebevoll auf den Mund des Klagenden, indem Ton und Miene Bewußtseyn ihrer Unschuld erkünstelten — auch dafür wird den frevelnden Verbrecher Strafe treffen, wenn ihr ihn auch nicht selbst bestrafen könnt.

O Adelheid — jammerte Friedrich — warum hast du mir die Ruhe, das Glück mei-

nes Lebens geraubt! Mich von dir geliebt zu wissen — darin bestand beydes!

So ist auch beydes noch durch nichts gestört worden — versicherte Adelheid — erlaubt mir, euch ohne Zeugen meine Unschuld zu beweisen, und nehmt indeß meinen Schwur: daß ich euch noch immer so zärtlich und ungetheilt liebe als jemals.

Ludwigs Wink entfernte seine Diener, in deren Gegenwart er bisher mit seiner Gemahlin leise gesprochen hatte, und Adelheid begann ihre Rechtfertigung also:

Ich hoffe, daß ihr ein Kinderspiel für nichts mehr, als ein solches halten werdet.

Aber warum — fragte Friedrich — sagtet ihr mir nicht selbst, was ich nun von andern hörte?

Adelheid. Weil ich es, wie die andern Spiele meiner Kinderjahre, für zu unwichtig hielt, um euch mit der Erzählung desselben zu langweilen.

Friedrich. Nein, Adelheid, nicht gelangweilt hätte mich diese Erzählung, sondern vor vielen Leiden geschützt.

Adelheid. So wie mich ohne Zweifel vor dem unverdienten Verdachte, mit dem ihr mich jetzt quält. Zu spät bereue ich nun, daß ich den unwürdigen Ludwig nach mir maß; daß ich

glaubte, er hätte jenes Kinderspiel vergessen wie ich. Sein Betragen bis zu dem heutigen Tage bestärkte mich in meiner Vermuthung.

Friedrich. Bis zu dem heutigen Tage? Adelheid, schlägt dir dein Gewissen nicht?

Adelheid. Ein ruhiges Gewissen schlägt nicht, mein theurer Gemahl. Ich versichere euch, daß ich bis heut nicht das geringste an dem Grafen bemerkte, das jener Vermuthung widersprochen hätte.

Friedrich. Was euer Gemach für Sünden verborgen hat, weis Gott allein; daß aber der Verräther bey seinem letzten Aufenthalte in meinem Schlosse mit seinen Lippen auf der Hand buhlte, mit welcher ihr mir einst ewige Treue gelobtet, weis ich.

Adelheid. That er da mehr, als er vorher so oft vor euren Augen that? Ich duldete es, weil ihr darob euren Gefallen bezeigtet.

Friedrich — unwillig — Zuletzt wälzt ihr die Schuld auf mich.

Adelheid. Wenigstens trifft sie euch mehr als mich. Wart ihr es nicht, der mir gebot: nicht so mürrisch gegen den Grafen von Thüringen zu seyn, und wenn es ihm gefiele, in meinem Gemache zu verweilen, nicht alle meine Weiber um mich her zu versammeln?

Friedrich. Ich war es; und Tod und Verderben über den gleissenden Verräther, der mich Arglosen so frevelnd täuschte.

Adelheid. Ungern, aber gehorsam, wie immer, erfüllte ich euren Willen. Eine geheime Ahndung schien mich von dem Störer unseres ehelichen Glückes zurück zu schrecken. O daß ich ihr gefolgt hätte!

Schonung des Raums hält uns ab, die Fortsetzung dieses Gesprächs mitzutheilen, da sie sich ohnehin aus dem Anfange errathen läßt. Weitläufiger führte Adelheid die Sätze aus, von welchen sie ausgegangen war, und erreichte ihre Absicht vollkommen. Durch Beredsamkeit und reichlich gespendete Liebkosungen verscheuchte sie aus Friedrichs Busen allen Zorn, der vorher darinnen brannte, und erweckte dagegen die Ueberzeugung: daß sie unschuldig wäre. Friedrich bat seine beleidigte Gemahlin um Verzeihung, und die Ruhe zu Weissenburg wurde noch an dem nämlichen Tage wieder hergestellt, an welchem sie erschüttert worden war.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Ludwig zieht ein Ordenskleid an.

Lange war Ludwig schon fortgeritten, ehe er über das unerwartete Begegniß, das ihn aus Weissenburg verjagte, zusammenhängend nachzudenken vermochte, und als er es endlich so weit gebracht hatte, war ihm das Ganze immer noch unerklärbar. Friedrichs Eifersucht konnte er sich wohl durch seines Vaters Gegenwart in Weissenburg erklären, durchaus unmöglich war es ihm aber, die Ursache zu erforschen, aus welcher Adelheidens Benehmen floß. Rastlos dachte er darüber nach, und noch war sein Nachdenken vergebens. Bisweilen fürchtete er, daß Adelheid ihn getäuscht hätte, und nur Wollust gewesen wäre, was er für Liebe hielt, aber seine Liebe zu dem reizenden Weibe empörte sich wider diese Vermuthung, die auch durch alles, was dem heutigen Tage voranging, widerlegt zu werden schien.

Unter rastlosem Forschen und lauten Klagen; die geliebte Adelheid zum zweyten male von sich gerissen zu sehen, vielleicht von ihr selbst getäuscht worden zu seyn; wälzten sich zwey bange Tage für den Grafen von Thüringen lang-

sam fort, am Morgen des dritten erschien Adelheidens geheimer Bote. Hastig befahl Ludwig, ihn zu ihm zu führen, und hastiger noch eröffnete er ein Schreiben, das dieser Vertraute seiner Liebe ihm überreichte.

„Verzeiht, mein Geliebter — schrieb Adelheid — daß ich eure Liebe mit scheinbarem Undanke vergalt, denn daß ich an jenem unglücklichen Tage, wo meines Eheherrn Eifersucht durch seinen Vater aufgeregt, uns aus der süßesten Umarmung riß, undankbar gegen euch handelte, wähnt ihr ohne Zweifel. Mein theurer Ludwig irrt. Ich that blos, was Sorge für unser vereinigtes Bestes befahl. Hätte ich mich nicht gleich anfangs von dem Verdachte zu reinigen gesucht, den Friedrich wider mich hegte: so würde mir dies nie möglich und alle Hoffnung: der Wiederkehr jener seligen Tage, welche wir noch vor kurzem verlebten; vergebens gewesen seyn. So aber ist es mir gelungen, mich von meinem Eheherrn von aller Schuld, welche er mir beymaß, frey gesprochen zu sehen, wodurch ich nicht nur vielen Verdruß von mir entfernt habe, sondern auch unsere Wiedervereinigung erleichtert werden kann. Tag und Nacht sinne ich auf Mittel, diese zu bewirken; sinnt mit mir zugleich. Wer von uns den ersten glücklichen Einfall hat, theilt ihn dem an-

dern Theile mit. An dem Schreiber dieses Briefes habe ich einen neuen unbestechlichen Vertrauten erhalten. Ihr bedürft keines Vertrauten mehr, weil ihr selbst schreiben könnt; der Name meines Vertrauten ist euch aber nöthig zu wissen. Es ist Vater Hugo, im Kloster zu Goseck, und an ihn sendet ihr einen Brief, wenn ihr eurer Adelheid etwas zu sagen habt. Lebt wohl, mein Theurer, und laßt durch kurze Trennung eure Liebe sich nicht vermindern. Ewig und unverändert füllt sie den Busen

Eurer

Adelheid."

Aufgeklärt war nun das Räthsel, das Ludwig allein nicht zu lösen vermochte. Er glaubte sich nicht länger von Adelheiden getäuscht, sondern pries sich und sie glücklich, daß sie, bey allen Schrecken über Friedrichs unerwartete Erscheinung, Klugheit und List nicht verlassen hatte. Kein Zweifel an ihrer unveränderten Liebe beunruhigte ihn; daß auch sie durch keinen sich möchte beunruhigen lassen, war die Bitte einiger Zeilen, welche er ihrem Abgeschickten mit gab.

Rastlos sannen nun Adelheid und Ludwig, wie sie ihr zerrüttetes Glück wieder herzustellen vermöchten, vergebens aber boten sie alle Erfindungskraft auf. Wäre der alte Pfalzgraf

abwesend gewesen, vielleicht hätten sie versucht, den schwachen Friedrich zum zweyten male zu täuschen. Ein Versuch, der ihnen zwar dann gelungen seyn würde, jetzt aber ihnen nicht in den Sinn kam, weil die unvermeidliche Vereitelung desselben einleuchtend war. Die Liebenden mußten also einstweilen damit sich trösten, daß vielleicht ein glücklicher Zufall zu ihrem Vortheile sich ereignen könnte. Des gegenseitigen persönlichen Genusses beraubt, suchten sie ihre Liebe indessen durch Schreiben zu stärken, doch geschahen diese Stärkungen selten, denn in dem eilften Jahrhunderte waren Liebende nicht so schreiblustig als heut.

Daß Friedrich einmal verreisen möchte, war ein Wunsch, den Ludwig in jedem seiner Schreiben wiederholte, und ihm dann jederzeit die Bitte folgen ließ: daß Adelheid, wenn dieser Wunsch jemals erfüllt werden sollte, ihm ohne Verzug davon Nachricht geben, und zugleich, wo möglich melden möchte, wie er unentdeckt zu ihr kommen könnte.

Nur einmal einen Kuß von dir, Geliebte — sagte Ludwig in einem seiner Schreiben — und ich bin wieder zu langer Trennung gestärkt. Ach lange, lange wird vielleicht noch diese Trennung dauern, da dein treuer Bote mir sagt, daß Friedrichs Gesundheit jetzt besser ist, als je.

So oft Ludwig jene Bitte that, so oft gelobte auch Adelheid Gewährung derselben, und bewies in der Folge, daß sie auch hielt, was sie versprochen hatte.

Weissenburg näher zu seyn, hauste Ludwig seit einiger Zeit zu Freiburg, wo er des Aufrufs seiner Geliebten: zu ihr zu kommen; sehnsuchtsvoll harrte. Ungeduld schuf ihm die Zeit, die er in Freiburg verlebte, zu einer Ewigkeit um; endlich erschien Vater Hugo, ungefähr sieben Wochen nach jenem unglücklichen Tage, an welchem Ludwig aus Weissenburg entsprang. Seine Sendung zu bekräftigen, überreichte Vater Hugo dem Grafen einen Ring von der Pfalzgräfin, wodurch dem Grafen das mögliche Mistrauen gegen den Gesandten völlig benommen ward.

Hugo brachte die fröhliche Mähr, daß der Pfalzgraf auf etliche Tage verreist, und seine Gemahlin allein in Weissenburg wäre; erfüllt mit zärtlicher Sehnsucht, den Grafen von Thüringen zu sehen. Eilt demnach — setzte er hinzu — ihre Sehnsucht zu stillen!

Es hätte dieser Auffoderung nicht bedurft; denn sobald Ludwig Friedrichs Abwesenheit erfuhr, näherte er sich schon der Thür seines Zimmers, um seinen Vertrauten, Reinhard, zu rufen,

fen, wenn der Mönch aus Goseck geendigt haben würde. Reinhard erschien, und Ludwig rief ihm zu:

Geschwind, Ritter, macht, daß ich und ihr zu Rosse steigen können! haltet auch ein drittes Roß für diesen heiligen Mann bereit.

Reinhard flog, und Ludwig fragte den Mönch: wie werde ich aber unbemerkt in das Schloß kommen können? Hat Adelheid oder habt ihr noch keine List ersonnen?

Sie wäre euch schon bekannt — antwortete Hugo — hätte eure Ungeduld mir weiter zu sprechen vergönnt. In diesem Kleide kommt ihr an meiner Seite sicher und unentdeckt in das Gemach der Pfalzgräfin — er überreichte ihm das Kleid seines Ordens, und fuhr dann fort — eurem Diener gebt immer wieder Gegenbefehle. Sorgfalt: nicht entdeckt zu werden; rathet euch, daß ihr euch der Beschwerde unterzieht, verkleidet mit mir nach Weissenburg zu pilgern.

Ein Rath, den ich nur dann annehmen könnte, wenn ich die holdselige Adelheid minder feurig liebte — erwiederte Ludwig — jeder Verzug ist unersetzlicher Verlust, und lange würde es sich noch verziehen, ehe ich Adelheiden sähe, wenn wir den ganzen Weg nach Weissen-

burg zu Fusse machen wollten. Nein, ehrwürdiger Vater, ihr müßt so viel Erbarmen mit meiner Ungeduld haben, daß ihr in weltlicher Kleidung mit mir bis in den Wald bey Weissenburg reitet. Dann übergeben wir die Rosse meinem Diener, ziehen das geistliche Gewand an, und kommen unentdeckt nach Weissenburg, wie wir vorher unsern Weg zurück legten, ohne zu verrathen, welches sein Ziel war.

Ludwigs wiederholte Bitten siegten über den Mönch. Er legte weltliche Kleider an, und schnell, wie auf den Flügeln des Windes, wurden die Eilenden von ihren Rossen nach dem Walde getragen, wo Ludwig dem Ritter Reinhard und einem treuen Knappen den Befehl gab: an der Gränze seines Landes mit den Pferden seiner zu harren. So eilend, daß Hugo ihn öfters keuchend bat: den Flug seiner Füsse zu mässigen; näherte sich Ludwig Weissenburg, das er mit seinem Begleiter, in Schweiß gebadet, erreichte.

Hugo ermahnte nun den ungeduldigen Grafen: langsamer einher zu schreiten, damit nicht durch seine Eil die Neugier derer, die ihn sähen, rege gemacht würde. Mit Mühe überzeugte sich Ludwig von der Nothwendigkeit der Befolgung dieses Rathes und ging dann, nach Hugos Vorschrift, mit diesem in Adelheidens

Gemach. Hier blieb Hugo nicht lange. Der Unterhaltung der Liebenden keinen Zwang aufzulegen, begab er sich in ein Seitengemach.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Kampf zwischen Leidenschaft und Gefühl des Unrechts.

Das Wiedersehn unter Geliebten nach langer Trennung, ist diese Trennung auch nur nach der Zeitrechnung der Liebe lang, ist einer von den Gegenständen, welchen keine Schilderung erreicht. Wir hoffen daher Verzeihung von unsern Lesern, daß wir keine solche Schilderung versuchen.

Ludwig hoffte, daß Adelheid in seinen Armen so viele Freude finden würde, als er in den ihrigen, zu seinem Erstaunen sahe er sich aber in dieser Erwartung getäuscht. In den ersten Augenblicken der Wiedervereinigung sprachen zwar Freude und Gefühl ihres Glücks aus Adelheidens Blicken, doch bald verkündigten sie Schmerz und Traurigkeit. Verwundert über

diese Erscheinung, fragte Ludwig nach der Ursach derselben.

Kann ich mich freuen — erwiederte Adelheid — wenn der Genuß einiger seligen Augenblicke durch langes Leiden, durch unermeßlich lange Trennung von dir erkauft werden muß?

Ludwig. O laß uns durch Erinnerung an das Vergangene der Gegenwart nichts von ihrer Seligkeit rauben! Vergessen sey unser Leiden, vergessen unsere Trennung, nun da beydes so schön belohnt wird!

Adelheid. Nicht Zurückrufung des Vergangenen, nein, der Gedanke an die Zukunft verfinstert meinen Blick, und belastet mein Herz mit unaussprechlichem Kummer. Schwarz ist sie, diese bange Zukunft; und selten nur erhellt ein Strahl schwacher Hoffnung das furchtvolle Dunkel ein wenig.

Ludwig. Ich bitte dich, Geliebte, quäle dich nicht mit unnützer Furcht. Wie schnell wandeln sich oft die Schicksale der Menschen, warum sollten wir uns dieser Hoffnung nicht trösten! Hinter dem Dunkel, das dir die Zukunft verbirgt, kann sie uns vielleicht rosenfarb glänzen.

Adelheid. Auch ich tröstete mich einst dieser betrüglichen Hoffnung; zu lange aber täuschte sie mich schon, um länger noch an ihr eine

Stütze zu finden. Rings um mich Leiden, sehe ich vor mir nur Furcht und Grauen.

Ludwig. Eine Quaal von dir selbst geschaffen. Das Traurigste, das uns begegnen kann, ist, daß unsere Liebe nicht eher vollkommen bekrönt werden kann, bis Friedrich vollends dahin welkt. Und könnte dieser Zeitpunkt wohl fern seyn?

Adelheid. Vielleicht nicht; aber doch gewiß entfernter, als meine Liebe ihn wünscht, und muß ich auch bey geringer Entfernung nicht fürchten, daß deine Liebe erkaltet, ehe der zaudernde Tod die Fesseln zerbricht, die mich an einen Unwürdigen fetten.

Ludwig. Könnte Adelheid dies befürchten: so müßte sie das Herz nicht kennen, das nur für sie glüht, und ihre Liebe müßte nicht, wie meine Hoffnung wähnte, der meinigen an Feuer gleichen, weil sie sonst für jene Furcht keinen Begriff haben könnte.

Adelheid. Mein Ludwig irrt. Gleich ihm würde jene Furcht mich quälen, wenn seine Lage der meinigen gliche. Fern ist der Gedanke von mir: an deiner Liebe zu zweifeln; so wie die Ueberzeugung lebhaft in mir ist: daß nie ein Mann heisser geliebt wurde, als du von mir.

Ludwig. Woher dann aber jene Furcht, die dich nicht einnehmen würde, wenn du mich nicht verkenntest?

Adelheid. Abgezogen von allen Menschen seufzt deine Adelheid, in der einsamen Burg des Räubers ihres Glückes, traurig ihr Leben dahin. Durch nichts in der Beschäftigung mit dem Gedanken an dich gestört, kann kein Zweifel an ihrer ewigen Liebe in dir empor steigen; dich aber hindert das Leben im Zirkel der Menschen, dich hindern der Beschäftigungen mancherley, meinem Andenken dich so einzig zu widmen. Du siehst Weiber und Mädchen, schöner und besser als ich, siehst sie öfters und lebst von mir getrennt, und ungewiß, ob Wiedervereinigung je diese Trennung endigen wird. Wie leicht kann da nicht ein Weib, dem ich Arme weit nachstehe — und giebt es solcher Weiber nicht viele — wie leicht kann ein solches das Bild der Unglücklichen, die fern von dir klagt, aus deinem Busen reissen.

Ludwig. Daß ich dir einen Beweis geben könnte, von der ewigen Dauer meiner heissen Liebe, und von der Unmöglichkeit, daß irgend etwas sie vermindern kann!

Adelheid. Du könntest mir ihn geben diesen beruhigenden Beweis.

Ludwig. O so fodere ihn ohne Zaudern, damit deine Zweifel schwinden.

Adelheid. Zerbrich die Fesseln, in denen ich schmachte, und keine Zweifel quälen mich mehr.

Ludwig. Daß ich es könnte! Aber vermag ich Unmächtiger des Schicksals Rathschluß zu ändern?

Adelheid. Begreifst du so schwer, oder bist du so feig, um mich verstehen zu wollen? Sprach ich nicht deutlich genug?

Ludwig. Entsetzen ergreift mich, nun, da ich dich zu verstehen ahnde. Wäre es möglich, daß Adelheid verlangen könnte, wovor ich schaudere.

Adelheid. Du verstehst mich, aber deine feige Unentschlossenheit zeugt wahrlich nicht von der gepriesenen heissen Liebe. Jetzt höre meinen Entschluß. Du thust entweder, was unserer Liebe Glück fest gründen kann, oder siehest heut die unglückliche Adelheid zum letzten male; und hörst auch nicht eher wieder etwas von ihr, bis das Gerücht dir verkündigt: Gram und die Quaalen unglücklicher Liebe zehrten die Unglückliche auf; und dein Gewissen dir dann dumpf zuruft: du warst es, der sie mordete!

Ludwig. Adelheid! Schaudern durchbebt meine Glieder! Soll ein Verbrechen meiner Liebe

Beweis seyn! Ein Verbrecher also, oder ewig von dir getrennt! Weib du bist hart! Welch Opfer foderst du von mir! Und gesetzt, daß ich es brächte, was würde dann mein Lohn seyn! Quaalen der Hölle würden mich foltern, Friedrichs Schatten blutend mich verfolgen, und aus deinen Armen mich aufschrecken!

Adelheid. Hirngespinnste! Du weißt meinen Entschluß, und ich verlasse dich nun, damit du ungestört auch einen fassen kannst. Glaube nicht, daß Leidenschaft mir allein leicht vorstellt, was dich so schwer dünkt. Sprich, um dein zagendes Gewissen zu beruhigen, mit dem Vater Hugo. Dieser wird deine Begriffe läutern.

Adelheid verschwand, und im ermattenden Kampfe zwischen Liebe und Gefühle des Unrechts, blieb Ludwig eine Zeitlang sich allein überlassen, dann trat Vater Hugo in das Zimmer, wo jener kämpfte.

So verändert, Herr Graf — rief Hugo dem Unschlüssigen zu.

Wißt ihr, ehrwürdiger Vater, was in meinem Busen tobt? — fragte Ludwig.

Gedungen von Adelheiden, antwortete Hugo: selbstgeschaffene Quaal.

Ludwig. Nein, Quaal der Hölle, ein Vorschmack von dir, welche dann meine nicht ab-

lassende Peinigerin seyn würde, wenn Friedrichs Blut an meinen Händen rauchte, und zum Himmel empor um Rache schrie!

Hugo. Nicht jedes Blut schreit um Rache, Herr Hraf. Habt ihr je gehört, daß wenn ein Weib ein Mondkalb gebahr, und sie dies Unthier tödtete, daß ihr Gewissen diese That rügte.

Ludwig. Was soll dies, ehrwürdiger Vater? Ist Friedrich nicht ein Mensch, wie ich und ihr?

Hugo. Ein Geschöpf, das menschliche Gestalt hat, übrigens ein unnützes Glied in der menschlichen Gesellschaft. Ein Geschöpf, das sich und andern zur Last lebt. Plagt euer Gewissen fürderhin kein Vorwurf: so seyd ihr frey von jedem, wenn ihr gleich thut, was Liebe von euch begehrt. Friedrichs Tod endigt kein Leben, er endigt nur einen Traum — denn ist Friedrichs Leben mehr — der ohnehin bald ausgeträumt seyn wird.

Ludwig. So spricht Vater Hugo, ein Mann, der Tugend predigen sollte!

Hugo. Er sprichts sonder Furcht: wider seine Pflichten zu sprechen. Was in manchen

Fällen Verbrechen seyn würde, hört auf, dies zu seyn, wenn Gutes damit bewirkt wird.

Ludwig. Unerklärbar. Noch einmal, Ihr sagt dies mir!

Hugo. Ich und jeder andere meines Standes würde es euch sagen. Doch freylich nicht laut, um Leute, die nicht prüfen können, nicht irre zu leiten.

Lange sprach Hugo. Ludwig wünschte seinen Reden Beyfall geben zu können, so glühend aber auch Liebe diesen Wunsch machte: so unmöglich wurde ihm jener Beyfall. Immer widersetzte sich ihm etwas in seinem Innern. Hugo entfernte sich endlich, worauf Adelheid wieder in das Zimmer kam.

Nun, mein Ludwig — rief sie dem Grafen zu — soll Adelheid durch deine Liebe glücklich seyn?

Ludwig. Durch den fürchterlichen Beweis, den du von ihr verlangst?

Adelheid. Durch ihn. Doch da du ihn fürchterlich nennst, ist schon mein Urtheil gesprochen. Du willst deiner Adelheid das Glück nicht geben, das du ihr geben könntest?

Ludwig. Ich bitte dich, Geliebte, verlange nicht, daß ich es erstürme. Harre, bis es dir die Zukunft gewährt.

Adelheid. So gehe dann, Heuchler, der Stärke der Liebe log, und kaum die schwächste empfindet! Gehe, aber bald wird der Ruf dir in die Ohren gällen: Adelheid fiel, ein Opfer deines Starrsinns.

Thränen erstickten die letztern Worte; Verzweiflung mahlte sich in Adelheidens Blicken; ihre Knie schwankten, und kaum vermochte sie noch einen Sessel zu erreichen, auf welchen sie hinsank. Ludwig eilte auf sie zu, aber die Schwache wehrte ihn von sich. Hinweg — lispelte sie — wenn du mir nicht schwörst, daß du meine Leiden endigen willst.

Ich schwöre es — rief Ludwig, bewußtlos was er that, und umschlang dann Adelheiden mit seinen Armen, sie aufzurichten.

Langsam und kunstmässig erholte sich Adelheid von der Schwäche, die sie erkünstelt hatte. Noch in Ludwigs Armen verfolgte sie ihren Plan weiter.

Damit nicht die Welt über dich lästert — sprach sie zu ihrem Geliebten — vollbringst

du, was Liebe von dir verlangt, unter dem Schein eines andern Rechtes. Sobald Friedrich zurückkommt, erfährst du dies durch einen Eilboten. Dann versammelst du deine Diener zur Jagd, kommst unter dem Vorwande: ein Wild, das deinen Blicken entflohe, zu verfolgen, in Friedrichs Gehege, und läßt dein Jagdgeschrey und dein Hifthorn nahe bey Weissenburg ertönen. Durch mich gereizt, kömmt dann Friedrich mit den Seinen heraus; ein Streit beginnt unter euch, der von Worten zu den Waffen fort schreitet und — das Uebrige ist dein Werk.

Daß es vollbracht! daß es dann auch vergessen wäre! — wünschte Ludwig.

Still jetzt davon — bat ihn Adelheid — laß uns der Liebe leben! Laß uns den Vorgeschmack des Glückes empfinden, das nun bald uns erwartet.

Anfangs wurde Ludwig durch das Mahnen seines Gewissens zuweilen im Genusse dieses Vorschmacks gestört, bald aber schläferten Adelheidens Liebkosungen diesen unzeitigen Störer ein. In den Armen des reizenden Weibes dachte Ludwig des Versprechens nicht, das er geschworen hatte.

Zwey Tage blieb er bey der unwiderstehlichen Verführerin, dann ging er zurück nach Freiburg, wie er nach Weissenburg gekommen war, doch nur bis in den Wald von Vater Hugo begleitet.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Siegfried entscheidet über Friedrichs Leben.

Seinen Gedanken allein überlassen, und fern von den einschläfernden Liebkosungen Adelheidens, war Ludwig nicht lange nach Schaumburg gekommen, als sein Gewissen von neuem erwachte. Vater Hugo hatte es nicht zu beruhigen vermocht, mit seiner ganzen Schwere fiel der Gedanke: daß er ein Mörder werden wollte; auf Ludwigs Herz, und doch hatte er auch nicht Kraft genug, den Entschluß: es nicht zu werden; zu fassen. Gefühl für Recht hielt ihn zurück; Liebe zu Adelheiden und der Schwur, welchen er ihr, hingerissen von der Macht der Leidenschaft, geleistet hatte, foderte ihn auf: die That zu vollbringen, an die der bloße Gedanke ihn schaudern machte. Unmöglich war es ihm,

irgend einen Schluß zu fassen, und folternde Unruhe bewog ihn endlich, den treuen Reinhard, der von je her der Vertraute seiner Geheimnisse gewesen war, herbey zu rufen, um mit ihm Raths zu pflegen.

Ritter Reinhard war nicht der Mann, der Gewissensfragen entscheiden konnte, er selbst wußte also für seinen Herrn keinen Rath, doch erbot er sich, ihm welchen zu holen.

Laßt mich nach Maynz zum Erzbischofe Siegfried reuten — fing Reinhard an — denn dieser wird am besten zu entscheiden wissen, ob ihr der Frau Pfalzgräfin und dem Mönche folgen dürft.

Ein glücklicher Einfall — erwiederte Ludwig — auf, lieber Reinhard, eilt nach Maynz! Spricht Siegfried wie Hugo, so ist mein Gewissen beruhigt.

In wenig Augenblicken bestieg Reinhard sein Roß, und flog so schnell, als da er einst mit seinem Herrn auf dem Wege von Fulda nach Maynz ritt, zu Ludwigs gewesenen Lehrer. Ohne die Personen zu nennen, legte er dem Erzbischofe die streitige Frage vor, welcher entschied: daß ein solcher Mord zwar allerdings auch ein Verbrechen wäre, doch ein verzeihli-

ches das durch eine leichte Buße versöhnt werden könnte. Zufrieden mit dieser Entscheidung, nannte nun Reinhard Ludwigs und Adelheidens Namen, worüber Siegfried lebhaftes Erstaunen äusserte.

Diese Aeusserung war nicht Ausdruck der Wahrheit, nein, künstliche Verstellung. So sehr auch Reinhard sich geschmeichelt hatte, die Personen, welche die Streitfrage betraf, in einen geheimnißvollen Schleier zu verhüllen, so wenig blieben sie dennoch dem Erzbischofe verborgen, so bald Reinhard jene Frage nur aufwarf.

Ein Ritter, dessen Namen unsere Urschriften nicht melden, welcher ein Theilnehmer der Festlichkeiten gewesen war, mit welchen Ludwig die Verbindung seiner Schwester Uda feierte, hatte dem Erzbischofe erzählt, daß die junge Pfalzgräfin von Sachsen zu jedermanns Erstaunen, von ihrem Eheherrn Vergunst erhalten hätte, ohne ihn in Schaumburg zu bleiben, hatte erzählt, daß der Graf von Thüringen der Busenfreund des Pfalzgrafen wäre, und fast mehr in Weissenburg lebte, als in Schaumburg.

Ehe ich in Schaumburg gewesen war — schloß der Ritter — glaubte ich nach einem

Gerüchte, das böser Leumund ausgesprengt hatte, die reizende Adelheid wäre der Knoten des Freundschaftsbundes zwischen Ludwig und Friedrich, schnell aber wich dieser Argwohn von mir, da ich Gelegenheit hatte, sie in Schaumburg zu beobachten. Glaubt mir, Herr Erzbischof, daß ich auf einen Blick entscheiden will, ob zwischen einem Manne und einem Weibe ein geheimes Verständniß obwaltet. Eingenommen von dieser Vermuthung kam ich nach Schaumburg, und fand sie widerlegt.

Dieser Versicherung des Ritters hatte der Erzbischof allen Beyfall versagt. Zu genau kannte er seinen ehemaligen Zögling, um glauben zu können, daß er der Gesellschaft des schläfrigen Friedrichs so viel Zeit opfern würde, wenn nicht der Umgang mit Adelheiden ihm die Langeweile ersetzte, die er an Friedrichs Seite unwidersprechlich finden müßte. Leicht wurde es daher dem Erzbischofe, die Personen zu errathen, welche Reinhard ihm verbergen wollte, und die Kenntnis derselben, nicht Gerechtigkeit, leitete seine Entscheidung. Um seines eignen Vortheils willen entschied Siegfried zum Vortheile der Liebe Ludwigs.

Der Plan zur Entrichtung des Zehnten in Thüringen war nicht so leicht ausgeführt

als erdacht. Markgraf Otto fand schon bey seinen Unterthanen viele Widersprüche, noch mehrere bey den thüringschen Fürsten. Nicht geneigt, alle sich zu Feinden zu machen, hatte er einigen gar nichts von dem Verlangen des Erzbischofs gesagt. Unter diesen befand sich auch Ludwig. Otto selbst hoffte, Siegfried würde von seinem Begehren abstehen, allein er versprach sich mehr Billigkeit von ihm, als er wirklich zeigte.

Frommer Eifer: das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu reissen; hatte den Erzbischof zu Maynz an der Spitze von siebentausend wohlgerüsteten Männern aus Europa nach Palästina gelockt. Das Glück war seinem Eifer nicht gleich. Statt den Besitz des heiligen Grabes den Christen wieder zu verschaffen, wäre Siegfried samt allen seinen Begleitern beynahe in die Gefangenschaft der Araber gefallen, ehe er das Ziel seiner frommen Pilgerreise noch erreicht hatte. Mancherley Beschwerden kühlten seinen Eifer ab, und er dankte Gott und dem heiligen Martin, dem Schutzheiligen seines Erzstiftes, als er sich wieder in Maynz sahe, obgleich die Schaar seiner Begleiter zu einem gar geringen Häuflein verkleinert worden war.

Unwillig vernahm jetzt Siegfried, daß Markgraf Otto nicht thätiger für ihn gearbeitet hatte. Er entließ ohne Verzug ein ernstliches Ermahnungsschreiben an ihn, worin er ihn des Namens eines frommen Sohns der heiligen Kirche, mit dem er ihn vorher belohnt hatte, unwürdig erklärte, ihn an die Verbindlichkeit seines Eides erinnerte, und ihm, unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen, gebot: das Versäumte nach zu holen. Otto entschuldigte sich so gut er vermochte, versprach auch, Siegfrieds Foderung den Fürsten bekannt zu machen, die er vorher übergangen hatte.

Nach dem bisherigen Erfolge konnte sich Siegfried von den Unternehmungen des Markgrafen wenig Günstiges versprechen. Er war unmuthig, daß sein Plan nicht besser gelang; und voll dieses Unmuths traf ihn Reinhard, der einen Tag später in Maynz ankam, als der Bote von dem Markgrafen. Nicht wenig freute sich Siegfried, daß Ludwig durch Reinhards Sendung ihm eine Gelegenheit zeigte, selbst von ihm zu begehren, was die Foderung des Markgrafen Otto vielleicht nicht erhalten würde.

Was unsern Lesern von dem Erzbischofe zu Maynz schon bekannt ist, daß zu Erreichung eines Entzwecks jedes Mittel ihm gleich war, bewies er auch hier. Er beschloß, durch Friedrichs Tod seinem Erzstifte, aus Ludwigs Lande den Zehnten zu erwerben, und aus diesem Beschlusse floß die Entscheidung, welche er dem Ritter Reinhard gab.

Sobald der Erzbischof von dem verstellten Erstaunen, das er äusserte, als Reinhard Ludwigs Namen nannte, zurück gekommen war, versprach er: dem Grafen von Thüringen und denen, welcher er sich zur Ausführung seines Plans bedienen würde, Ablaß zu geben, wenn sich der Graf dagegen in einer Urkunde mit einem Eide verbindlich machte: dem heiligen Stuhle zu Maynz den Zehnten zu entrichten.

So schnell, wie er nach Maynz geeilt war, ging Reinhard nun nach Schaumburg zurück, dem Grafen zu berichten, was er bey dem Erzbischofe ausgerichtet hätte. Das strafende Gewissen Ludwigs wurde hierdurch zwar beruhigt, doch behagte ihm das Mittel zu dieser Beruhigung nicht.

Jetzt also — sprach er zu seinem Vertrauten — tritt Siegfried mit dieser Foderung hervor, die ich längst vermuthete.

Ludwig hatte diese Vermuthung nicht selbst gemacht; der Abt Gerhard war es, der sie in ihm erregte. Bey einem Besuche, welchen Ludwig bey diesem würdigen Greise im ersten Jahre der Trennung von ihm gemacht hatte, erzählte er ihm die Aehnlichkeit, welche Bernhard mit ihm hätte, doch auch ohne die Verschiedenheit zu vergessen, die er in einer ihrer Meynungen bemerkt hatte. Gerhard versicherte, daß er Bernharden zu wenig kennte, um über ihn zu urtheilen, behauptete aber dagegen, daß jene bemerkte Verschiedenheit nicht Zufall wäre.

Aus Gefälligkeit gegen den Erzbischof — hatte Gerhard hinzu gesetzt — spricht Bernhard so. Gegen mich beklagte sich der Erzbischof schon bisweilen, daß seinem Erzstifte die Herrschaft über Thüringen entrissen worden wäre, und ohne Mühe las ich in seinem Herzen den Wunsch: sie wieder zu erringen. Durch Bernharden arbeitet jetzt Siegfried bey euch an der Erfüllung dieses Wunsches.

Gerhards Worte hatten zu viel Gewicht bey dem Grafen von Thüringen, um ihnen

nicht auch jetzt beyzuslichten, so sehr sich auch sein festes Zutrauen zu der Liebe und der väterlichen Sorgfalt des Erzbischofs dagegen setzte. Er erwartete, daß dieser zu vollenden suchen würde, was Bernhard angefangen hatte, und dann erst, als Siegfried ihn nach Schaumburg abreisen ließ, ohne ihm etwas von dem Zehnten zu sagen, glaubte er, daß Gerhard sich diesmal in seiner Vermuthung geirrt hatte, bis sich endlich jetzt das Gegentheil zeigte.

Ludwig wußte, wie viel er dem Erzbischofe zu Maynz schuldig war, dies Bewußtseyn konnte ihn aber nicht bewegen, das Opfer zu bringen, welches von ihm gefodert wurde. Zu jeder andern Zeit würde er es verweigert haben, und auch jetzt brachte er es nicht ohne Kampf. Doch der Kampf war ungleich, denn Liebe ist stärker und mächtiger, als Sorgfalt für das Beste eines Landes. Ludwig stellte die verlangte Urkunde aus, mit welcher Reinhard nach Maynz flog, und dafür den versprochenen Ablaßbrief erhielt.

Ludwig eilte nun, die Sünde zu begehen, für welche er schon Vergebung in Händen hatte. Mit Reinharden zugleich war ein Bote von Adelheiden in Freiburg angekommen, wel-

cher Friedrichs Zurückkunft meldete. Ludwig machte also Anstalt zu einer grossen Jagd auf den folgenden Tag, deren wahre Veranlassung er, außer dem Ritter Reinhard, auch den beyden Brüdern Dietrich und Ulrich von Teutleben entdeckte. Männer, auf deren Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, und die er eben deshalb zu seinen Mitgehülfen erkohr.

Ende des ersten Theils.

cher Friedrichs Zurückkunft meldete. Ludwig machte also Anstalt zu einer grossen Jagd auf den folgenden Tag, deren wahre Veranlassung er, außer dem Ritter Reinhard, auch den beyden Brüdern Dietrich und Ulrich von Teutleben entdeckte. Männer, auf deren Treue und Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, und die er eben deshalb zu seinen Mitgehülfen erkohr.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich,

Ludwig der Springer Graf von Thüringen

Bd.: 1

(1791)

Coburg, Landesbibliothek -- D III 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941476-1